DIE OFFIZIELLE SAMMLUNG

AGATHA CHRISTIE

Der Mann im braunen Anzug

HACHETTE

AGATHA CHRISTIE

Der Mann im braunen Anzug

Roman

Aus dem Englischen
von Margret Haas

Hachette Collections

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
THE MAN IN THE BROWN SUIT

© 1924 Agatha Christie Limited,
a Chorion Company.
All rights reserved.

Der Mann im braunen Anzug
Deutsche Version:
© 2007 Agatha Christie Limited,
a Chorion Company. All rights reserved.
Aus dem Englischen von Margret Haas.

Copyright © 2008 Hachette Collections
für die vorliegende Ausgabe.
Alle Rechte der Verbreitung, auch durch Funk, Fernsehen,
fotomechanische Wiedergabe, Tonträger jeder Art und
auszugsweisen Nachdruck, sind vorbehalten.

Satz und Gestaltung: Redaktionsbüro Franke & Buhk, Hamburg
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

3

Die nächsten Wochen waren sehr langweilig. Meine Pläne machten keine Fortschritte. Unser Haus und die ganze Einrichtung waren verkauft worden, und der Ertrag hatte gerade gereicht, um die Schulden zu begleichen. Eine Stellung konnte ich nicht finden – ich gab mir allerdings auch keine besondere Mühe. Immer noch war ich fest davon überzeugt, dass ich mich nur umzuschauen brauchte, um einem Abenteuer zu begegnen. Nach meiner Ansicht kommt einem meist das entgegen, was man sich wünscht. Und bald zeigte es sich, dass diese Ansicht richtig war. Es geschah an einem kalten Januartag – am 8. Januar, um genau zu sein. Ich kehrte von einer erfolglosen Besprechung mit einer Dame zurück, die eine Sekretärin/Gesellschafterin gesucht hatte, und schlenderte zum Hyde Park Corner, wo ich in die U-Bahn einstieg. Ich ging bis zum Ende des Bahnsteigs, weil ich neugierig war, ob man tatsächlich auf dieser Strecke zwischen zwei Tunnels ein Stück Tageslicht erblicken konnte. Und es stimmte wirklich. Nur wenige Menschen standen auf dem Bahnsteig. Am Beginn des Tunnels befand sich außer mir nur noch ein Mann. Ich schnupperte misstrauisch, als ich an ihm vorbeiging. Wenn es einen Geruch gibt, den ich nicht ausstehen kann, so ist es der von Mottenkugeln. Und der schwere Mantel dieses Mannes war buchstäblich getränkt davon. Das schien mir merkwürdig, denn im Allgemeinen holt man die Wintermäntel lange vor dem Januar hervor, und zu dieser Zeit sollte ihnen kein Geruch mehr anhaften. Der Mann war völlig in Gedanken versunken, so dass ich ihn ganz offen betrachten konnte.

Er war klein und mager, mit dunkel gebräuntem Gesicht und einem schwarzen Bärtchen.

Eben aus den Tropen gekommen, schloss ich. Deshalb riecht sein Mantel so stark. Vielleicht aus Indien? Ein Offizier ist er nicht, sonst würde er keinen Bart tragen. Eher ein Teepflanzer.

In diesem Moment wandte sich der Mann um, als ob er den Bahnsteig verlassen wollte. Er blickte mich flüchtig an, doch als seine Augen weiterwanderten, bekam sein Gesicht plötzlich einen Ausdruck der Panik. Entsetzt taumelte er einen Schritt zurück, als ob er sich aus einer Gefahr retten wollte. Doch dabei vergaß er, dass er dicht an der Bahnsteigkante stand. Er strauchelte und fiel rücklings auf die Schienen hinab. Aus den Schienen stoben elektrische Funken. Ich stieß einen schrillen Schrei aus. Fahrgäste rannten herbei, aus dem Nichts tauchten zwei Bahnbeamte auf.

Ich blieb stehen, wo ich war, wie festgenagelt durch den Schreck. Ein Teil von mir schien entsetzt über den plötzlichen Unglücksfall, während der andere Teil kühl und unbeteiligt zusah, wie man den Mann von den elektrisch geladenen Schienen hob und wieder auf den Bahnsteig schaffte.

«Lassen Sie mich durch, ich bin Arzt», ertönte eine Stimme. Ein großer, schlanker Mann mit braunem Bärtchen drängte sich an mir vorbei und beugte sich über den leblosen Körper. Während er ihn untersuchte, beschlich mich ein Gefühl der Unwirklichkeit. Das war nicht echt, konnte einfach nicht echt sein! Schließlich stand der Doktor auf und schüttelte den Kopf. «Mausetot – nichts mehr zu machen.»

«Bitte zurücktreten», sagte einer der Beamten. «Es hat keinen Zweck, sich hier herumzudrängen.»

Ein plötzlicher Brechreiz befiel mich, ich wandte mich um und lief blindlings die Treppe hinauf zum Lift. Luft!

Ich brauchte frische Luft, das alles war zu grässlich. Vor mir entdeckte ich den Arzt, der den Mann untersucht hatte. Der Lift war eben im Begriff, sich in Bewegung zu setzen, und der Arzt machte ein paar lange Schritte, um ihn noch zu erreichen. Dabei fiel ihm ein kleiner Zettel aus der Tasche.

Ich bückte mich, hob den Zettel auf und rannte hinter dem Arzt her. Aber vor meiner Nase schloss sich die Lifttür, und ich blieb zurück, den Papierfetzen in der Hand haltend. Als ich mit dem zweiten Lift endlich die Straße erreichte, war von dem Mann nichts mehr zu sehen. Der Zettel war eine Seite aus einem Notizblock mit bleistiftgekritzelten Zahlen und Worten. 17. 122 Kilmorden Castle.

Auf den ersten Blick schien das keine Bedeutung zu haben. Und trotzdem zögerte ich, den Zettel wegzuwerfen. Ich blieb stehen, in seine Betrachtung versunken, und rümpfte unwillig die Nase. Wieder Mottenkugeln! Langsam hob ich das Papier hoch. Tatsächlich, es roch durchdringend danach.

Ich faltete den Zettel sorgsam und steckte ihn in meine Tasche. Langsam und gedankenvoll begab ich mich auf den Heimweg.

Mrs Flemming sagte ich, dass ich Zeugin eines hässlichen Unfalls gewesen sei und mich gar nicht wohl fühle. Ich würde daher gern in mein Zimmer gehen und mich hinlegen. Die freundliche Dame beharrte darauf, ich müsse eine Tasse Tee trinken. Dann überließ sie mich meinen Überlegungen, und ich hatte Zeit, den Plan auszuarbeiten, den ich bereits auf dem Heimweg gefasst hatte. Zunächst einmal musste ich wissen, woher das merkwürdige Gefühl des Unwirklichen kam, das mich während der Untersuchung des Arztes plötzlich ergriffen hatte. Ich legte mich flach auf den Boden und versuchte die Stellung der Leiche nachzuahmen. Dann musste ein Kissen meinen

Platz einnehmen, während ich selbst jede Bewegung des Arztes wiederholte. Ja, nun wurde mir alles klar! Ich kauerte auf dem Boden und starrte die gegenüberliegende Wand an…

In den Abendzeitungen stand eine kurze Notiz, dass ein Unbekannter an der U-Bahn-Station Hyde Park Corner ums Leben gekommen sei. Man fragte sich allerdings noch, ob es sich um einen Unglücksfall oder um Selbstmord handelte. Diese Bemerkung schien mir meine Aufgabe klarzumachen, und als Mr Flemming meine Erzählung hörte, stimmte er mir sofort zu.

«Zweifellos wird man Ihre Aussage bei der Leichenschau verlangen. Sind Sie sicher, dass außer Ihnen kein Mensch nahe genug war, um alles zu sehen?»

«Ich hatte das Gefühl, dass jemand hinter mir herkam, aber ich bin dessen nicht sicher.»

Die Leichenschau wurde abgehalten. Mr Flemming begleitete mich. Er schien zu glauben, dass das alles ganz schrecklich für mich war und dass ich an ihm eine Stütze benötigte.

Der Tote war als ein Mr L. B. Carton identifiziert worden. In seinen Taschen hatte man nichts gefunden als die Bewilligung eines Grundstückmaklers, ein Haus am Fluss in der Nähe von Marlow zu besichtigen. Die Genehmigung war ausgestellt auf den Namen L. B. Carton, Hotel Russell. Ein Angestellter des Hotels bestätigte, dass der Mann am Vortage eingetroffen sei und ein Zimmer unter diesem Namen bezogen habe. Laut Eintragung im Gästeregister sei er aus Kimberley, Südafrika, gekommen, anscheinend direkt vom Dampfer.

Ich war die einzige Person, die das Geschehnis beobachtet hatte. «Halten Sie es für einen Unglücksfall?», fragte mich der Coroner.

«Ich bin überzeugt, dass es kein Selbstmord war. Irgendetwas hat den Mann erschreckt. Er fuhr blindlings zurück, ohne daran zu denken, wo er stand.»

«Was kann ihn erschreckt haben?»

«Das weiß ich nicht. Aber er muss etwas gesehen haben, denn er schien von wahrer Panik ergriffen.»

Einer der Geschworenen meinte, viele Menschen hätten vor Katzen Angst. Vielleicht sah er eine Katze? Mir kam dieser Hinweis recht kläglich vor, aber er fand Anerkennung vor dem Gericht, weil die Leute offensichtlich keine Lust zu einer näheren Untersuchung hatten. Der Spruch der Geschworenen lautete einstimmig, es handle sich um einen Unglücksfall und nicht um Selbstmord.

«Merkwürdig erscheint es mir», sagte der Coroner, «dass der Arzt, der den Mann am Unfallort untersuchte, sich nicht gemeldet hat. Man hätte natürlich sofort seinen Namen und seine Adresse verlangen sollen. Das war eine grobe Unterlassung.»

Ich lächelte innerlich, denn ich hatte eine eigene Theorie über diesen Arzt. Diese Theorie gedachte ich so bald wie möglich Scotland Yard mitzuteilen.

Doch der nächste Morgen brachte eine Überraschung. Die Flemmings waren Leser des *Daily Budget,* und das *Daily Budget* hatte seinen großen Tag.

Merkwürdige Folge des Unfalls an der U-Bahn
Frau in einem einsamen Haus erdrosselt

Begierig verschlang ich den Artikel.

«Eine Aufsehen erregende Entdeckung wurde gestern im Haus zur Mühle bei Marlow gemacht. Der Besitz gehört Sir Eustace Pedler und wird unmöbliert vermietet. Eine Genehmigung zur Besichtigung des Hauses

fand sich in der Tasche des Mannes, der an der U-Bahn-Station Hyde Park Corner ums Leben kam. Zunächst wurde angenommen, der Mann – ein Mr L. B. Carton aus Kimberley – habe Selbstmord begangen, indem er sich auf die Schienen warf. Gestern wurde in dem Haus zur Mühle die Leiche einer bildschönen jungen Frau gefunden, die allen Anzeichen nach erdrosselt wurde. Bisher konnte die Frau nicht identifiziert werden, man glaubt jedoch, dass sie eine Ausländerin ist. Die Polizei verfolgt eine Spur. Sir Eustace Pedler, der Eigentümer des Hauses, hält sich während der Wintermonate an der Riviera auf.»

4

Es fand sich niemand, der die Frau identifizieren konnte. Die Leichenschau brachte folgende Tatsachen ans Licht: Kurz nach 13 Uhr am 8. Januar erschien eine elegante Dame mit fremdländischem Akzent bei den Häusermaklern Butler & Park in Knightsbridge. Sie erklärte, dass sie ein Haus an der Themse mieten oder kaufen möchte, das in erreichbarer Nähe von London liege. Die Makler machten verschiedene Vorschläge, darunter auch das Haus zur Mühle. Die Dame nannte sich Mrs de Castina und gab als Adresse das Hotel Ritz an. Dort war jedoch dieser Name unbekannt; der zur Leichenschau berufene Empfangschef hatte die Dame nie gesehen.

Mrs James, die Frau des Gärtners im Haus zur Mühle, wurde als Zeugin aufgerufen. Sie wohnte in einem kleinen Häuschen beim Parkeingang und verwaltete den Besitz während der Abwesenheit von Sir Eustace Pedler. Am 8. Januar erschien ungefähr um 15 Uhr eine Dame, um das Haus zu besichtigen. Sie wies die Genehmigung der Makler vor, woraufhin ihr Mrs James wie üblich die Schlüssel aushändigte. Sie pflegte die Interessenten nicht zu begleiten, denn das Haus stand ziemlich entfernt von der Pförtnerwohnung. Ein paar Minuten später betrat ein junger Mann das Grundstück. Mrs James beschrieb ihn als groß und breitschultrig, mit einem tiefgebräunten Gesicht und hellen grauen Augen. Er war glattrasiert und trug einen braunen Anzug. Er behauptete, ein Freund der jungen Dame zu sein, die soeben das Haus besichtige; er habe nur noch rasch bei der Post ein Telegramm aufge-

geben. Mrs James wies ihm den Weg zum Haus und dachte nicht weiter über die Angelegenheit nach.

Fünf Minuten später kehrte der junge Mann zurück und händigte ihr die Schlüssel aus mit der Bemerkung, das Haus entspreche leider nicht ihren Wünschen. Da Mrs James die Dame nicht sah, nahm sie an, dass sie bereits vorausgegangen sei. Allerdings fiel ihr auf, dass der junge Mann sehr erregt war. «Er sah aus wie ein Mensch, der einen Geist gesehen hat. Ich glaubte, er sei plötzlich krank geworden.» Am nächsten Tag wollte eine andere Dame mit ihrem Gatten das Haus besichtigen, und die beiden fanden die Leiche in einem Zimmer des oberen Stockwerks. Mrs James erkannte die Tote als die Dame, die am Tag zuvor gekommen war. Auch die Häusermakler identifizierten sie als Mrs de Castina. Nach Meinung des Polizeiarztes war die Frau seit ungefähr vierundzwanzig Stunden tot.

Das *Daily Budget* zog den Schluss, der Mann aus der U-Bahn-Station habe die Frau erdrosselt und danach Selbstmord begangen. Da jedoch das Opfer des Bahnunfalls um 14 Uhr starb, während die Frau um 15 Uhr noch lebte, gab es nur eine logische Folgerung: Die beiden Vorkommnisse hatten nichts miteinander zu tun, und die Genehmigung zur Besichtigung des Hauses in Marlow in der Tasche des Verunglückten war nur einer jener Zufälle, die so oft im Leben vorkommen.

Das Urteil «Vorsätzlicher Mord durch eine oder mehrere unbekannte Personen», erging, und der Polizei wie auch dem *Daily Budget* blieb die Aufgabe, nach dem «Mann im braunen Anzug», zu forschen. Da Mrs James fest darauf beharrte, kein anderer Mensch habe in der fraglichen Zeit das Haus betreten, war der Schluss nahe liegend, dass er der Mörder der unglücklichen Mrs de Castina sein musste. Sie war mit einem starken Seil erdrosselt worden, und zwar anscheinend so überraschend, dass ihr keine Zeit blieb, einen Schrei auszustoßen. Ihre

schwarze Handtasche enthielt eine gut gefüllte Brieftasche, ein feines Spitzentaschentuch und eine Rückfahrkarte erster Klasse nach London. Es gab nichts, das einen Anhaltspunkt geboten hätte.

So lauteten die Mitteilungen des *Daily Budget,* und die «Jagd nach dem Mann im braunen Anzug», wurde zu seinem täglichen Kriegsgeschrei. Rund fünfhundert Leute behaupteten Tag für Tag, sie hätten den Gesuchten entdeckt, und Tausende junger Männer mit dunkler Gesichtsfarbe verfluchten den Tag, an dem sie sich zum Kauf eines braunen Anzugs entschlossen hatten. Der Unfall an der U-Bahn-Station geriet in Vergessenheit, weil sich kein Zusammenhang mit dem Mord in Marlow entdecken ließ.

Handelte es sich wirklich nur um ein zufälliges Zusammentreffen? Ich war dessen nicht so sicher. Natürlich war ich etwas voreingenommen, denn ich hütete ja mein eigenes kleines Geheimnis in dieser Sache. Aber ich konnte mich des Gefühls nicht erwehren, dass doch ein Zusammenhang zwischen den beiden Todesfällen bestand. Hier wie dort tauchte ein Mann mit gebräuntem Gesicht auf – anscheinend ein Engländer, der aus heißeren Gegenden kam –, und in beiden Fällen gab es unaufgeklärte Fragen. Diese Unklarheiten waren es schließlich; die mich zu einem energischen Schritt veranlassten. Ich ging zu Scotland Yard und verlangte den Inspektor zu sprechen, der für den Mord in Marlow zuständig war.

Nach etlichen Schwierigkeiten wurde ich in das Zimmer von Inspektor Meadows geführt. Dieser war ein kleiner, rothaariger Mann mit merkwürdigen Manieren. Irgendein Untergebener saß unbeachtet im Hintergrund.

«Guten Morgen», sagte ich mit zitternder Stimme.

«Guten Morgen. Wollen Sie bitte Platz nehmen? Ich hörte, dass Sie mir etwas mitteilen möchten, das für uns von Nutzen sein soll.»

Sein Ton deutete an, dass er dies für sehr unwahrscheinlich hielt. Mein Blut geriet in Wallung.

«Sie wissen natürlich Bescheid über den Mann, der an der U-Bahn-Station tödlich verunglückte? Der Mann, der eine Genehmigung zur Besichtigung des Hauses zur Mühle in der Tasche hatte.»

«Ah!», knurrte der Inspektor. «Sie sind also diese Miss Beddingfeld, die als Zeugin bei der Totenschau auftrat. Stimmt, der Mann hatte eine solche Genehmigung in der Tasche. Aber das haben sicher auch viele andere – nur werden sie zufällig nicht getötet.»

Ich riss mich zusammen. «Fanden Sie es nicht auffallend, dass der Mann keine Fahrkarte besaß?»

«So ein Ding kann man leicht verlieren, ist mir selber schon passiert.»

«Er hatte auch kein Geld bei sich.»

«Doch. Ein paar Münzen in seiner Westentasche.»

«Aber keine Brieftasche.»

«Es gibt viele Menschen, die keine Brieftasche mit sich herumtragen.»

Ich versuchte es von einer anderen Seite. «War es nicht eigenartig, dass sich der Arzt nicht meldete, der am Unfallort war?»

«Ein stark beanspruchter Arzt kommt oftmals nicht dazu, die Zeitungen zu lesen. Wahrscheinlich hat er das Ganze längst vergessen.»

«Sie scheinen sehr entschlossen, Inspektor», sagte ich liebenswürdig, «an der Sache nichts Auffallendes zu finden.»

«Ich glaube, Sie nehmen das alles zu wichtig, Miss Beddingfeld. Junge Damen sind eben romantisch veranlagt, ich weiß. Sie suchen gern Geheimnisse aufzustöbern. Aber ich bin ein vielbeschäftigter Mann.»

Der Untergebene erhob bescheiden seine Stimme. «Vielleicht würde uns die junge Dame in kurzen Worten erklären, was sie zu uns führt, Inspektor?»

Der Inspektor stimmte dem Vorschlag bereitwillig zu. «Ja. Setzen Sie sich wieder, Miss Beddingfeld, und seien Sie nicht gekränkt. Sie haben bisher nur Fragen gestellt und verschleierte Andeutungen gemacht. Bitte sagen Sie geradeheraus, was Sie denken. Sie äußerten bei der Leichenschau, es habe sich bestimmt nicht um Selbstmord gehandelt?»

«Ja, ich bin dessen ganz sicher. Der Mann war fürchterlich erschrocken. Wer oder was hatte ihn in eine solche Panik versetzt? Ich jedenfalls nicht. Aber jemand hätte hinter mir herkommen können – jemand, den er wiedererkannte.»

«Sie haben niemanden gesehen?»

«Nein», gab ich zu. «Ich habe den Kopf nicht gedreht. Doch kaum lag der Tote wieder auf dem Bahnsteig, da drängte sich auch schon ein Mann vor, um ihn zu untersuchen, und behauptete, er sei Arzt.»

«Das ist keineswegs ungewöhnlich», erwiderte der Inspektor trocken.

«Er war aber kein Arzt.»

«Was?»

«Er war kein Arzt», wiederholte ich ruhig.

«Woher wollen Sie das wissen, Miss Beddingfeld?»

«Das lässt sich schwer erklären. Ich habe während des Kriegs in Krankenhäusern geholfen und viele Ärzte bei der Arbeit gesehen. Ärzte besitzen eine gewisse Art von empfindungsloser Geschicklichkeit, die diesem Mann fehlte. Außerdem pflegen Ärzte für gewöhnlich nicht auf der rechten Seite eines Körpers nach dem Herzen zu suchen.»

«Und das tat dieser Mann?»

«Ja. Im ersten Moment fiel es mir nicht auf, ich hatte nur das unbestimmte Gefühl, dass etwas nicht in Ordnung sei. Aber ich habe die Stellungen ausprobiert, als ich nach Hause kam, und da entdeckte ich natürlich, weshalb mir alles so unecht erschienen war.»

«Hm», machte der Inspektor. Langsam griff er nach Papier und Stift.

«Während dieser Mann den Körper abtastete, hatte er natürlich genügend Gelegenheiten, die Taschen zu leeren.»

«Das scheint mir unwahrscheinlich», entgegnete der Inspektor. «Aber können Sie mir den Mann beschreiben?»

«Er war groß und breitschultrig, trug einen dunklen Mantel und schwarze Schuhe sowie einen Filzhut. Er hatte einen dunklen Spitzbart und eine Brille mit Goldrand.»

«Nimmt man den Mantel, den Bart und die Brille weg, dann bleiben nicht viele Erkennungszeichen übrig», knurrte der Inspektor. «Er konnte sein ganzes Aussehen innerhalb von fünf Minuten ändern, wenn er wirklich der gerissene Taschendieb ist, für den Sie ihn zu halten scheinen.»

Das entsprach keineswegs meiner Ansicht. Aber von diesem Augenblick an gab ich den Inspektor als hoffnungslos auf.

«Ist das alles, was Sie uns über den Mann sagen können?», fragte er, als ich mich erhob.

«Nein», erwiderte ich lächelnd und ergriff die Gelegenheit zu einem letzten Schuss. «Seine Kopfform war ausgesprochen brachyzephal. Das wird er nicht so leicht ändern können.»

5

In der ersten Hitze der Empörung fiel mir mein nächster Schritt leicht. Ich hatte eigentlich nur einen ganz unklaren Plan gehabt für den Fall, dass mein Besuch bei Scotland Yard unbefriedigend verlaufen sollte – und er war mehr als das! Es schien mir allerdings vorher keineswegs sicher, dass ich den Mut dazu aufbringen würde.

Doch Dinge, die man mit ruhigem Blut kaum zu unternehmen wagt, werden in einer Aufwallung des Ärgers plötzlich ganz einfach. Ohne mir Zeit zum Überlegen zu lassen, begab ich mich umgehend zum Haus von Lord Nasby.

Lord Nasby war der millionenschwere Besitzer des *Daily Budget*. Durch eine kürzliche Publikation über den Tagesablauf des großen Mannes wusste ich, wo er sich im Moment aufhielt. Zu dieser Zeit war er mit seiner Sekretärin zu Hause beim Diktat.

Natürlich nahm ich nicht an, dass er jede beliebige junge Dame empfangen werde, die ihn zu sprechen wünschte. Doch dafür hatte ich vorgesorgt. Im Haus der Flemmings hatte ich eine alte Besucherkarte des Marquis of Loamsley entdeckt, dem berühmten Sportsmann. Diese hatte ich mit Brotkrumen gründlich gesäubert und darauf die Worte geschrieben: «Bitte schenken Sie Miss Beddingfeld ein paar Minuten Zeit.» Abenteuerinnen dürfen in ihren Methoden nicht zimperlich sein.

Mein Trick hatte Erfolg. Ein Diener in Livree nahm meine Karte in Empfang, und bald darauf erschien ein bleicher Sekretär, den ich mit Leichtigkeit überwand. Ge-

schlagen zog er sich zurück und kam kurz darauf wieder mit der Bitte, ihm zu Lord Nasby zu folgen. Ich betrat ein großes Arbeitszimmer, aus dem gleichzeitig eine verschüchterte Stenotypistin flüchtete. Die Tür schloss sich hinter mir, und ich stand dem großen Mann gegenüber.

Ein großer Mann in jeder Beziehung. Ein gewaltiger Kopf mit dichtem Bart und Fleischmassen. Ich riss mich zusammen, denn schließlich war ich nicht hergekommen, um Lord Nasbys Körper zu betrachten. Und schon bellte er mich an. «Nun, was gibt es denn? Was will Loamsley von mir? Sind Sie seine Sekretärin?»

«Zunächst muss ich Ihnen sagen, dass ich Lord Loamsley überhaupt nicht kenne», begann ich so kühl wie möglich. «Ich habe seine Karte bei Bekannten gestohlen und selbst die einführenden Worte geschrieben. Es war sehr wichtig für mich, zu Ihnen vorzudringen.»

Im ersten Moment schien es fraglich, ob Lord Nasby der Schlag treffen würde oder nicht. Doch dann schluckte er zweimal schwer und sagte: «Ich bewundere Ihre Keckheit, junge Frau. Nun, Sie sehen mich also. Und wenn Sie mich zu interessieren vermögen, können Sie mich noch genau zwei Minuten länger ansehen.»

«Das genügt mir vollständig», erwiderte ich. «Und ich weiß, dass ich Sie interessieren werde. Es betrifft den Mord im Haus zur Mühle…»

«Falls Sie den Mann im braunen Anzug gefunden haben, schreiben Sie an den Herausgeber», unterbrach er mich hastig.

«Wenn Sie mich noch öfter unterbrechen, brauche ich länger als zwei Minuten», entgegnete ich kühn. «Ich habe den Mann im braunen Anzug noch nicht gefunden, aber ich bin auf dem besten Weg.»

So kurz wie möglich schilderte ich ihm den Unfall an der U-Bahn-Station und meine Schlussfolgerungen. Als

ich fertig war, fragte er unvermittelt: «Was wissen Sie über brachyzephale Kopfformen?»

Ich erwähnte Papa.

«Der Mann mit der vorsintflutlichen Rassentheorie, wie? Nun, meine Dame, Sie scheinen einen ganz vernünftigen Kopf auf Ihren Schultern zu tragen. Aber Ihre Angaben sind sehr mager. Damit lässt sich nicht viel anfangen. Jedenfalls nutzlos für uns – zumindest.»

«Das ist mir völlig klar.»

«Ja, was wollen Sie dann eigentlich?»

«Eine Stelle als Reporterin, um der Sache nachgehen zu können.»

«Unmöglich. Wir haben unseren eigenen Mann für diese Geschichte.»

«Und ich habe Kenntnisse, die er nicht besitzt.»

«Nur das, was Sie mir eben erzählten?»

«O nein, Lord Nasby. Das Wichtigste habe ich nicht gesagt.»

«Tatsächlich? Nun, Sie sind wirklich ein recht selbstsicheres Mädchen. Was gibt es denn noch?»

«Als der so genannte Arzt zum Lift stürzte, fiel ihm ein Zettel aus der Tasche. Ich hob ihn auf. Das Papier roch nach Mottenkugeln – genau wie der Mantel des Verunglückten. Der Doktor hatte diesen Geruch nicht an sich. Da war mir klar, dass er den Zettel dem Toten entwendet hatte. Ein paar Zahlen stehen darauf und zwei Worte.»

«Lassen Sie sehen.» Lord Nasby streckte die Hand aus.

«Das werde ich kaum tun», sagte ich lächelnd. «Es ist mein Fund, nicht wahr?»

«Ich hatte doch Recht, Sie sind ein kluges Mädchen. Keine Skrupel, dass Sie es der Polizei nicht gemeldet haben?»

«Ich komme eben von Scotland Yard. Die Polizei bleibt dabei, die Sache habe nichts mit dem Mord in Marlow zu tun. Daher hielt ich das Papier zurück. Außerdem hat mich der Inspektor geärgert.»

«Kurzsichtiger Mann! Nun, meine Liebe, ich kann nur eines für Sie tun: Verfolgen Sie die Sache weiter, und wenn Sie etwas entdecken, das unsere Leser interessiert, dann sollen Sie Ihre Chance haben. Für wirkliche Begabungen ist immer Platz beim *Daily Budget*. Aber zuerst müssen Sie etwas leisten, verstehen Sie?»

6

Frohlockend ging ich nach Hause. Mein Plan hatte besser geklappt, als ich jemals zu hoffen gewagt hätte. Lord Nasby war eine Glanznummer. Jetzt musste ich nur noch «etwas leisten», wie er es ausdrückte. In meinem Zimmer eingeschlossen, zog ich das kostbare Papier hervor und studierte es eingehend. Hier lag der Schlüssel zu dem Geheimnis.

Was hatten die Zahlen zu bedeuten? Fünf Zahlen waren es, mit einem Punkt nach der Zweiten. «Siebzehn – einhundertzweiundzwanzig», murmelte ich.

Das sagte mir gar nichts.

Als Nächstes versuchte ich es mit Addieren. In Romanen wird dies oft gemacht und bringt erstaunliche Ergebnisse.

«Eins und sieben ist acht und eins ist neun und zwei ist elf und zwei macht dreizehn.»

Dreizehn, die Unglückszahl! Bedeutete das eine Warnung für mich, die Sache fallen zu lassen? Möglich, aber außer einer Warnung ergab diese Ziffer nichts. Sicher würde kein Verschwörer die Dreizehn auf so umständliche Weise schreiben.

Meine arithmetischen Übungen schienen zu keinem Resultat zu führen. Ich gab es auf und beschäftigte mich mit den Wörtern.

Kilmorden Castle – das war wenigstens ein Anhaltspunkt. Vermutlich handelte es sich um einen Ort, vielleicht um die Wiege einer noblen Familie – verschwundene Erbin?

Titelanwärter? – oder um eine malerische Ruine – vergrabener Schatz.

Der Gedanke an einen vergrabenen Schatz sagte mir am meisten zu. Zahlen bedeuteten immer etwas in solchen Fällen. Ein Schritt nach rechts, sieben Stufen in die Tiefe… oder so ähnlich. Das konnte ich später feststellen. Zuerst musste ich Kilmorden Castle so rasch wie möglich ausfindig machen.

Nach einem Rundgang im Haus kehrte ich mit Büchern beladen in mein Zimmer zurück. Alles, was ich über englischen Hochadel und über alte Schlösser finden konnte, hatte ich mitgebracht.

Die Zeit verging. Ich suchte systematisch, aber ohne jeden Erfolg. Schließlich klappte ich das letzte Buch ärgerlich zu. Es gab keinen Ort mit dem Namen Kilmorden Castle.

Hier war ein unerwartetes Hindernis. Das Schloss musste existieren; kein Mensch würde einen solchen Namen einfach erfinden und ihn auf ein Blatt Papier schreiben!

Ich kauerte enttäuscht auf dem Boden und grübelte. Was konnte ich noch unternehmen? Plötzlich sprang ich erfreut auf. Natürlich! Ich musste zum «Ort des Verbrechens». Das tut jeder erfahrene Detektiv. Und gleichgültig, wie viel Zeit bereits verflossen ist, er findet immer etwas, das die Polizei übersehen hat! Mein Weg war klar – ich musste nach Marlow. Wie aber sollte ich in das Haus gelangen? Ich verwarf mehrere abenteuerliche Möglichkeiten und entschloss mich zum einfachsten Weg. Das Haus war zu vermieten – ich würde mich als eventuellen Mieter vorstellen.

Ohne Zeit zu verlieren, begab ich mich zu dem Makler.

Eine Viertelstunde später stand ich bereits vor dem Pförtnerhaus. Nach mehrmaligem Klopfen flog die Tür auf, und eine kleine, ältliche Frau schoss zornig heraus.

«Niemand kommt mir ins Haus, verstehen Sie? Eine unverschämte Bande seid ihr Reporter! Sir Eustaces Befehl lautet…»

«Ich habe geglaubt, das Haus sei zu vermieten», unterbrach ich sie und zeigte ihr mein Formular vor. «Natürlich, wenn ich es nicht besichtigen kann…»

«Oh, ich bitte um Entschuldigung, Miss! Diese Reporter haben mich halb verrückt gemacht. Keine Minute war man sicher vor ihnen. Natürlich gebe ich Ihnen die Schlüssel; es wird ohnehin nicht leicht sein, das Haus zu vermieten – unter den jetzigen Umständen.»

«Ist etwa die Installation nicht in Ordnung?», fragte ich.

«Guter Gott, nein, die Installation ist vollkommen in Ordnung! Aber Sie haben doch sicherlich davon gehört, dass eine Ausländerin hier umgebracht wurde.»

«Ich habe so etwas in der Zeitung gelesen», sagte ich gleichgültig.

Es gibt kein besseres Mittel als geheuchelte Teilnahmslosigkeit, um einen Menschen zum Reden zu bringen.

«Sie müssen es gelesen haben, Miss. Es stand ja in allen Zeitungen. Das *Daily Budget* ist immer noch auf der Suche nach dem Mann, der den Mord beging. Die scheinen anzunehmen, dass unsere Polizei überhaupt nichts taugt. Ich hoffe natürlich, dass sie ihn erwischen werden, obwohl er so ein netter junger Mann war. Er hatte etwas Soldatisches an sich; wahrscheinlich wurde er im Krieg verwundet.»

«War sie eigentlich blond oder dunkel? Auf den Bildern konnte man es nicht erkennen», tastete ich mich vor.

«Dunkles Haar und ein ganz weißes Gesicht – viel zu weiß, um natürlich zu sein. Und die Lippen mit einem grausamen Rot angemalt. Ich mag so etwas nicht.»

«Schien sie nervös oder aufgeregt?»

«Gar nicht! Darum war ich ja so sprachlos, als jene Leute am nächsten Tag angerannt kamen und nach der Polizei schrien, weil ein Mord geschehen sei. Ich werde das nie vergessen können – auf jeden Fall setze ich keinen Fuß mehr in das Haus. Ich wäre nicht einmal hier im Pförtnerhaus geblieben, hätte mich Sir Eustace nicht kniefällig darum gebeten.»

«Ich nahm an, Sir Eustace Pedler sei an der Riviera?»

«Ja, er war dort, Miss. Aber natürlich kam er zurück, als er die Nachricht von dem Mord erhielt. Und was das ‹kniefällig› betrifft, so meinte ich das nicht wörtlich. Mr Pagett, sein Sekretär, bot uns das doppelte Gehalt an, wenn wir blieben. Und mein Mann sagt, Geld ist Geld heutzutage.»

Ich stimmte von Herzen dieser nicht besonders originellen Ansicht bei.

«Dieser junge Mann», kam Mrs James wieder auf ihn zurück, «der war vielleicht aufgeregt. Seine Augen – sie fielen mir auf, weil sie so hell waren, und sie glitzerten. Ich dachte, es sei vor Freude. Nie im Leben hätte ich ihm etwas Böses zugetraut. Nicht einmal, als er zurückkam und so wunderlich aussah.»

«Wie lange war er denn im Haus?»

«Gar nicht lange, höchstens fünf Minuten.»

«Er war groß, sagen Sie, nicht wahr?»

«O ja, sicher ein Meter achtzig oder so.»

«Und glattrasiert?»

«Ja, Miss, nicht die kleinste Spur eines Barts.»

«Hat sein Kinn nicht stark geglänzt?», fragte ich in einer plötzlichen Eingebung.

Mrs James starrte mich ehrfürchtig an. «Tatsächlich, Miss! Jetzt, da Sie es sagen, erinnere ich mich wieder. Aber wieso wussten Sie das?»

«Ach, ich habe gehört, dass Mörder oft ein glänzendes Kinn haben», behauptete ich einfach.

Mrs James nahm meine merkwürdige Erklärung gutgläubig hin. «Tatsächlich, Miss? Das wusste ich nicht.»

«Sie haben nicht zufällig bemerkt, was er für eine Kopfform hatte?»

«Die übliche, Miss. Soll ich Ihnen jetzt die Schlüssel holen?»

Ich nahm die Schlüssel in Empfang und ging zum Haus. Bis jetzt hatte ich gute Fortschritte gemacht. Jedenfalls hatte die Unterhaltung ergeben, dass keine wesentlichen Unterschiede bestanden zwischen dem «Arzt», an der U-Bahn-Station und dem jungen Mann, den Mrs James beschrieben hatte. Ein Mantel, ein Bart und eine Brille mit Goldrand. Der vermeintliche Arzt hatte einen älteren Eindruck gemacht, aber ich erinnerte mich, dass seine Bewegungen eher die eines jungen Menschen waren.

Das Opfer des Unfalls – der «Mottenkugel-Mann», wie ich ihn von nun an nannte – und die Ausländerin Mrs de Castina, oder wie immer sie heißen mochte, hatten eine Verabredung im Haus zur Mühle gehabt. So stellte ich mir die Sache vor. Entweder befürchteten sie eine Verfolgung, oder sie hatten einen anderen Grund, diese geheimnisvolle Art des Zusammentreffens zu wählen.

Der «Mottenkugel-Mann», hatte auf dem Bahnsteig sicherlich den «Doktor», erblickt, und diese Begegnung musste für ihn so unerwartet gewesen sein, dass er vor Schreck taumelte. Das schien mir völlig klar. Und was war dann geschehen? Der falsche Arzt legte rasch seine Verkleidung ab und folgte der Frau nach Marlow. Wenn er aber in Eile war, konnten noch Überreste des Klebemittels, mit dem er den Bart befestigt hatte, an seiner Haut haften. Daher meine Frage nach einem glänzenden Kinn.

Tief in Überlegungen versunken, gelangte ich zu dem Haus. Ich öffnete die Tür mit meinem Schlüssel und trat ein. Die Halle war niedrig und dunkel, ein muffiger Geruch drang mir entgegen. Ein Schauder befiel mich, und mein Herz begann zu hämmern. War das Haus wirklich leer? Zum ersten Mal in meinem Leben begriff ich das viel gebrauchte Wort «Atmosphäre». Hier war es am Platz: Das ganze Haus war erfüllt von einer Atmosphäre der Grausamkeit, der Drohung – des Bösen.

7

Ich schüttelte dieses Gefühl ab und eilte rasch die Treppe hinauf. Es war nicht schwierig, das Zimmer zu finden, in dem die Tragödie stattgefunden hatte. Als der Mord entdeckt wurde, hatte es geregnet, und jemand mit großen, feuchten Schuhen war in allen Richtungen durch das Zimmer getrampelt.

An dem Raum selbst war nichts Besonderes zu entdecken. Er war groß und völlig leer, die Wände waren weiß getüncht. Ich untersuchte ihn sorgfältig, aber nicht einmal eine Stecknadel ließ sich finden.

Ich hatte einen Notizblock und einen Bleistift bei mir und notierte pflichtschuldigst alle Beobachtungen, obschon es wirklich nichts zu beobachten gab. Als ich im Begriff war, den Bleistift wieder in die Tasche zu stecken, glitt er mir aus den Fingern und kullerte über den Boden.

Das Haus zur Mühle war alt und der Fußboden uneben. Mein Bleistift rollte immer rascher, bis er unter einem Fenster liegen blieb. Jede Fensternische war mit einem breiten Sims versehen, und darunter befand sich ein kleines, eingebautes Schränkchen. Mein Bleistift lag direkt vor der Tür eines solchen Schränkchens, das mir bisher nicht aufgefallen war, weil kein Licht darauf fiel. Ich öffnete die Tür, aber der Hohlraum dahinter erwies sich als völlig leer. Doch da ich nun mal eine gründliche Natur bin, ging ich zum zweiten Fenster hinüber und tastete auch dort den kleinen Kasten ab. Zuerst schien dieser ebenfalls leer zu sein, doch schließlich fühlte meine Hand

in der hintersten Ecke etwas Kleines, Hartes. Ich zog es heraus – es war ein Kodak-Film. Endlich ein Fund!

Natürlich mochte dieser Film schon lange dort gelegen haben und war beim Ausräumen des Zimmers übersehen worden. Aber daran glaubte ich nicht. Das rote Lichtschutzpapier sah viel zu neu aus und war kaum staubig.

Wer hatte ihn dort versteckt? Die Frau oder der Mann? Plötzlich schnüffelte ich misstrauisch. Wurde der Geruch von Mottenkugeln eine fixe Idee von mir? Ich hätte schwören mögen, dass auch der Film danach roch. Ich betrachtete die kleine Rolle näher und bemerkte einen Wollfaden, der sich an der Spule festgeklemmt hatte, und dieser Faden roch durchdringend nach Mottenkugeln! Zu irgendeinem Zeitpunkt musste sich dieser Film also in der Manteltasche des Mannes befunden haben, der an der U-Bahn-Station verunglückte. Sollte auch er in diesem Hause gewesen sein? Kaum, denn das hätte man durch Mrs James erfahren.

Nein, es musste sich um meinen «Mann im braunen Anzug», handeln! Er hatte den Film und den Zettel aus der Tasche des Verunglückten genommen. Höchstwahrscheinlich war er während seines Kampfes mit der Frau hinuntergefallen und unbemerkt über den Fußboden gerollt.

Ich hatte einen Fingerzeig erhalten! Als Nächstes musste ich zu einem Fotografen gehen und den Film entwickeln lassen. Das würde mir den Weg zum weiteren Vorgehen weisen.

In gehobener Stimmung verließ ich das Haus zur Mühle und gab Mrs James die Schlüssel zurück.

Am nächsten Morgen beeilte ich mich, mein kostbares Röllchen zum Entwickeln zu bringen. Ohne daran zu denken, dass dies auch in der Nähe möglich gewesen wäre, ging ich den langen Weg bis zur Regent Street in ein Spezialgeschäft. Der junge Mann an der Theke löste

das Lichtschutzpapier von der Spule, dann blickte er mich lächelnd an.

«Sie haben sich wohl geirrt, Miss», meinte er.

«Nein, bestimmt nicht», entgegnete ich.

«Aber der Film ist noch gar nicht belichtet.»

Ich verabschiedete mich mit soviel Würde, wie ich aufbringen konnte. Es tut manchmal ganz gut, wenn man entdeckt, was für ein Dummkopf man ist.

Als ich bei einer großen Schiffsagentur vorbeikam, hielt ich plötzlich inne. Im Schaufenster stand das Modell eines modernen Dampfers – und davor in Metallettern: *Kilmorden Castle. B*einahe hätte ich laut aufgeschrien. Hastig ging ich hinein und fragte: *«Kilmorden Castle?»*

«Läuft am 17. Januar von Southampton aus. Wollen Sie nach Kapstadt? Erste oder zweite Klasse?»

«Wie teuer ist die Schiffskarte?»

«Erster Klasse siebenundachtzig Pfund…»

Ich unterbrach den Angestellten. Dieses Zusammentreffen konnte kein Zufall sein. Genau der Betrag meiner Erbschaft!

Da gab es einfach kein Zögern.

«Erster Klasse», entschied ich fest.

Nun war ich endgültig dem Abenteuer ausgeliefert.

8

Auszug aus dem Tagebuch von Sir Eustace Pedler, Parlamentsmitglied

10. Januar

Es ist eine eigenartige Tatsache, dass ich nie zur Ruhe gelangen kann. Und dabei bin ich ein Mensch, der ein geruhsames Leben als höchstes Gut schätzt. Ich liebe meinen Club, ein gemütliches Bridgespiel, ein gutes Essen und einen erstklassigen Wein dazu. Ich liebe England im Sommer und die Riviera im Winter. Sensationelle Begebenheiten liegen mir nicht. Höchstens mag ich dann und wann einen Zeitungsartikel darüber lesen, wenn ich am behaglichen Kaminfeuer sitze. Damit jedoch wäre mein Bedarf an aufregenden Geschehnissen vollauf gedeckt. Mein einziger Lebenszweck besteht darin, ein bequemes, angenehmes Dasein zu führen. Diesem Ziel habe ich viel Nachdenken und eine beachtliche Geldsumme geopfert. Doch kann ich nicht behaupten, immer Erfolg damit gehabt zu haben. Selbst wenn ich persönlich unbeteiligt bin, so geschehen doch alle möglichen Dinge in meiner Umgebung, und manchmal werde ich sogar in den Strudel mit hineingerissen. Diesmal geschah es, weil Guy Pagett heute früh mit einem Telegramm in mein Schlafzimmer kam und ein Gesicht machte, als ginge er zu einer Beerdigung.

Guy Pagett ist mein Sekretär, ein fleißiger, gewissenhafter Mensch und in jeder Beziehung bewundernswert. Ich kenne niemanden, der mich mehr langweilt als er. Lange Zeit habe ich überlegt, wie ich ihn loswerden könnte.

Aber man kann natürlich einen Sekretär nicht nur deshalb entlassen, weil er zu fleißig ist und die Arbeit jedem Vergnügen vorzieht, weil er morgens früh aufsteht und sage und schreibe keinen einzigen Fehler besitzt.

Vorige Woche bin ich auf die glänzende Idee gekommen, ihn nach Florenz zu schicken. Er hatte von dieser Stadt gesprochen und gewünscht, sie einmal zu sehen.

«Aber mein Bester», rief ich, «Sie werden morgen schon hinfahren! Ich übernehme sämtliche Ausgaben.»

Natürlich ist der Januar nicht gerade die geeignetste Jahreszeit, um sich Florenz anzuschauen. Doch Pagett war das sicherlich gleichgültig. Ich konnte mir vorstellen, wie er mit einem Reiseführer in der Hand durch sämtliche Museen wandern würde. Und eine Woche der Freiheit war um diesen Preis billig erkauft.

Es wurde eine herrliche Woche für mich. Ich konnte tun, was ich wollte, und brauchte nichts zu tun, worauf ich keine Lust verspürte. Doch als ich heute früh mit den Augen blinzelte und Pagett zu einer so unchristlichen Zeit an meinem Bett stehen sah, da wusste ich, dass es mit meiner Freiheit zu Ende war.

«Mein lieber Freund», sagte ich sarkastisch beim Anblick seines langen Trauergesichts, «hat das Begräbnis schon stattgefunden?»

Pagett hat keinen Sinn für Humor. Er starrte mich nur an.

«Sie sind also bereits informiert, Sir?»

«Worüber?», fragte ich ärgerlich.

«Ich dachte mir gleich, dass Sie darüber noch nichts wissen können.» Er klopfte auf ein Telegrammformular.

«Um was handelt es sich denn?», fragte ich ungeduldig.

«Eine Nachricht von der Polizeistation in Marlow. In Ihrem Haus ist eine Frau ermordet worden.»

Diese Mitteilung weckte mich endgültig auf. «Welche Unverschämtheit!», rief ich. «Warum ausgerechnet in *meinem* Haus? Wer hat sie umgebracht?»

«Das ist aus dem Bericht nicht zu ersehen. Ich denke, wir sollten unverzüglich nach England zurückkehren, Sir Eustace.»

«Fällt mir ja gar nicht ein! Warum sollten wir das in Dreiteufelsnamen?»

«Die Polizei…»

«Wir haben nichts mit der Polizei zu schaffen!»

«Der Mord ist immerhin in Ihrem Haus geschehen.»

«Das ist mein Pech, aber nicht meine Schuld.»

Guy Pagett schüttelte düster den Kopf und gab zu bedenken: «Diese Frau ist Ausländerin, und das könnte leicht zu Verwicklungen führen.»

«Guter Gott, hoffentlich ist Caroline nicht außer aller Fassung geraten.»

Caroline ist meine Köchin und die Frau meines Gärtners. Ob sie eine gute Ehefrau ist, vermag ich nicht zu beurteilen, aber mit Sicherheit ist sie eine perfekte Köchin. James, ihr Mann, ist ein miserabler Gärtner, und ich habe ihn nur behalten, um Caroline nicht zu verlieren. Ich habe ihnen sogar das Pförtnerhaus zur Verfügung gestellt.

«Wahrscheinlich wird sie nach diesem Vorfall nicht länger bleiben wollen», meinte Pagett.

«Ihre Bemerkungen sind immer so trostreich», knurrte ich.

Aber ich glaube wirklich, ich muss nach Marlow fahren. Pagett beharrt darauf, und schließlich möchte ich Caroline beruhigen.

13. Januar

Scheußliches Klima! Ich werde nie begreifen, warum nicht alle vernünftigen Leute England im Winter fluchtar-

tig verlassen. Langweilige Scherereien wegen dieser Sache. Die Häusermakler behaupten, das Haus zur Mühle lasse sich kaum mehr vermieten nach all dem Zeitungsgeschwätz. Caroline ist zufrieden gestellt – durch doppelten Lohn. Dafür hätte ein Telegramm von der Riviera genügt. Wir hätten gar nicht herkommen sollen. Morgen kehre ich an die Riviera zurück.

14. Januar

Merkwürdige Dinge haben sich begeben. Gleich nach meiner Ankunft begegnete ich Augustus Milray, dem größten Vollidioten, den das britische Parlament hervorgebracht hat. Er triefte nur so vor diplomatischer Geheimniskrämerei, als er mich gestern im Club in einen stillen Winkel zog und redete wie ein Wasserfall. Über Südafrika, über die dortige Industrie und über die ständig wachsenden Gerüchte von einem Streik im *Rand*[*]. Ich hörte so geduldig wie möglich zu.

Schließlich senkte er die Stimme zu einem Flüstern und sagte, gewisse Dokumente seien zum Vorschein gekommen, die dringend in die Hände von General Smuts gelangen müssten.

«Sie haben bestimmt Recht», erwiderte ich.

«Aber wie? Wie soll er sie erhalten? Unsere Position in dieser Angelegenheit ist sehr, sehr heikel.»

«Wie wäre es mit der Post?», schlug ich vor. «Es gibt so etwas wie Briefmarken und Postsäcke, wissen Sie.»

Der Gedanke schien ihn zu entsetzen. «Mein lieber Pedler! Doch nicht auf dem gewöhnlichen Postweg.»

Es ist mir immer ein Geheimnis geblieben, weshalb Regierungen diplomatische Kuriere verwenden und damit

---

[*] Der *Rand* ist der Goldminendistrikt um Johannesburg.

jedermanns Aufmerksamkeit auf ihre vertraulichen Akten lenken.

«Schön, dann schicken Sie eben einen Ihrer jungen Leute hin. Die werden sich auf die Gelegenheit zu einer solchen Reise stürzen.»

«Ausgeschlossen!», rief Milray und schüttelte den Kopf wie ein seniler Trottel. «Es gibt Gründe, mein lieber Pedler – ich versichere Ihnen, es gibt Gründe!»

«Das ist ja alles sehr interessant», sagte ich und stand auf. «Aber ich muss jetzt leider gehen.»

«Einen Moment noch, Pedler, nur einen Moment! Im Vertrauen: Sie haben doch selbst die Absicht, nach Südafrika zu reisen? Ich weiß, Sie besitzen Interessen in Rhodesien.»

«Nun, ich dachte daran, ungefähr in einem Monat hinzufahren.»

«Könnten Sie denn nicht früher reisen? In diesem Monat schon – oder genauer gesagt, noch diese Woche?»

«Ich könnte schon», gab ich zu und sah ihn zum ersten Mal forschend an. «Aber ich habe keine Lust dazu.»

«Sie würden der Regierung damit einen großen Dienst erweisen – einen *sehr* großen Dienst. Und Sie dürften bestimmt auf… Dankbarkeit zählen.»

«Mit anderen Worten, Sie möchten mich als Postboten verwenden.»

«Genau das. Sie reisen in privater Angelegenheit, und Sie genießen volles Vertrauen. Das würde unser Problem zur allgemeinen Zufriedenheit lösen.»

«Gut denn», sagte ich langsam. «Im Grunde ist es gleichgültig, wann ich fahre. Mir liegt einzig und allein daran, so rasch wie möglich wieder von England fortzukommen.»

«Sie werden das Klima dort unten wunderbar finden, ganz wunderbar.»

«Mein lieber Milray, ich kenne das Klima in Südafrika besser als Sie. Ich war vor dem Krieg lange genug dort.»

«Wir sind Ihnen wirklich sehr dankbar, Pedler. Das Paket lasse ich Ihnen durch einen Boten zukommen. Es darf nur in die Hände von General Smuts gelangen, verstehen Sie? Die *Kilmorden Castle* lichtet am Samstag die Anker – ein sehr gutes Schiff.»

Ich schüttelte Milray die Hand und dachte, während ich nach Hause ging, über die merkwürdigen Seitenwege der geheimen Diplomatie nach.

Heute Abend nun meldete mein Butler, dass mich ein Herr zu sprechen wünsche, der jedoch seinen Namen nicht nennen wolle. Normalerweise hätte ich Guy Pagett hinausgeschickt, um den Mann abzufertigen. Doch bedauerlicherweise lag dieser mit einem Gallenleiden zu Bett.

Der Butler kehrte zurück.

«Der Herr sagt, er käme von Mr Milray.»

Das änderte die Lage. Ein paar Minuten später war ich bei meinem Besucher in der Bibliothek. Er war ein gutgebauter junger Bursche mit sonnengebräuntem Gesicht.

«Nun, was gibt es?», fragte ich kurz.

«Mr Milray schickt mich zu Ihnen, Sir Eustace. Ich soll Sie auf der Reise nach Südafrika als Sekretär begleiten.»

«Mein Lieber», sagte ich, «das ist nicht nötig. Ich habe meinen eigenen Sekretär und brauche keinen anderen.»

«Ich glaube doch, Sir Eustace. Wo ist Ihr Sekretär jetzt?»

«Er liegt mit einem leichten Gallenleiden im Bett», antwortete ich.

«Sind Sie sicher, dass es sich um nichts anderes handelt?»

«Selbstverständlich. Er ist etwas anfällig.»

«Das mag so sein – oder auch nicht. Die Zeit wird es aufdecken. Aber ich kann Ihnen eines sagen, Sir Eustace. Mr Milray wäre gar nicht überrascht, wenn ein Versuch unternommen würde, Ihren Sekretär aus dem Weg zu schaffen. Oh, Sie brauchen für sich selbst nichts zu befürchten» – wahrscheinlich hatte ich plötzlich sehr erschrocken ausgesehen – «Sie sind keineswegs bedroht. Aber man könnte leichter an Sie herankommen, wenn Sie ohne Ihren Sekretär fahren müssten. Wie dem auch sei, Mr Milray wünscht dringend, dass ich Sie begleite. Die Überfahrt wird selbstverständlich von uns bezahlt, aber es wäre gut, wenn Sie die Passformalitäten erledigen würden, damit es so aussieht, als ob Sie sich entschlossen hätten, einen zweiten Sekretär mitzunehmen.»

Der junge Mann schien mir sehr selbstsicher. Wir blickten einander eine Weile in die Augen, doch er blieb Sieger.

«Nun gut», gab ich nach.

«Sie sprechen aber bitte mit keinem Menschen darüber, dass ich Sie begleite.»

«Schon recht.»

Ich dachte, vielleicht sei es gar nicht so schlecht, dass dieser Bursche mitreist, aber ich konnte das unangenehme Gefühl nicht loswerden, damit in Teufels Küche zu kommen.

Als mein Besucher im Begriff war zu gehen, sagte ich spöttisch: «Ich sollte doch zumindest den Namen meines neuen Sekretärs wissen, oder?»

«Harry Rayburn scheint mir ein recht passender Name», antwortete er.

Ich fand seine Art, sich auszudrücken, sehr eigentümlich.

9

Anne Beddingfelds Bericht

Es ist einer Heldin absolut unwürdig, seekrank zu werden. Aber ich muss leider bekennen, dass ich beim ersten schweren Schlingern der *Kilmorden Castle* grün wurde und schleunigst von Deck verschwand. Eine verständnisvolle Stewardess kümmerte sich um mich und riet mir zu trockenem Brot und Ingwerbier.

Während der nächsten drei Tage blieb ich ächzend und stöhnend in meiner Kabine und dachte nicht mehr an meine Aufgabe. Die Lösung von Geheimnissen hatte jeden Reiz für mich verloren. Das war nicht mehr die Anne, die sich so strahlend von Mrs Flemming verabschiedet hatte.

Ich muss immer wieder lachen, wenn ich an diesen Abschied zurückdenke. Die Flemmings waren rührend besorgt um mich, als ich ihnen mitteilte, die Überfahrt sei bereits gebucht. Sie erhoben alle möglichen Einwände, und ich musste mich darauf hinausreden, dass ich beabsichtigte, in Kapstadt eine Stelle als Stubenmädchen anzunehmen. Stubenmädchen seien dort sehr gesucht, behauptete ich kühn. Im Grunde ihres Herzens war Mrs Flemming natürlich froh, die Verantwortung für mich loszuwerden, und so ließen sie mich schließlich ziehen. Beim Abschied drückte sie mir fünf nagelneue Fünfpfundnoten in die Hand.

So gelangte ich denn glücklich an Bord der *Kilmorden Castle,* mit fünfundzwanzig Pfund in der Tasche und der Hoffnung auf Abenteuer. Doch jetzt hatte mich diese

Hoffnung gänzlich verlassen, und ich besaß nur noch einen einzigen Wunsch: Möglichst bald in meiner Kabine sterben zu können. Am vierten Tag brachte mich die Stewardess endlich dazu, an Deck zu gehen. Sie überredete mich mit dem Hinweis, wir würden gegen Mittag Madeira anlaufen. Eine leise Hoffnung regte sich in mir. Ich könnte in Madeira das Schiff verlassen und dort eine Stelle als Stubenmädchen suchen.

In Decken und Mantel gehüllt, sterbensmüde und schwach auf den Beinen, wurde ich in einen Liegestuhl gepackt. Dort lag ich nun mit geschlossenen Augen neben ein paar anderen Kranken und hasste das Leben. Der Zahlmeister, ein blonder junger Mann mit einem Kindergesicht, setzte sich eine Weile zu mir.

«Hallo! Sie fühlen sich wohl sehr schlecht?»

«Ja», sagte ich und hasste auch ihn.

«Nun, in ein paar Tagen werden Sie sich selbst nicht mehr erkennen. Es ist wahr, wir hatten in der Bucht etwas Seegang, doch jetzt steht ruhiges Wetter in Aussicht. Morgen nehme ich Sie zu den Deckspielen mit.»

Ich gab keine Antwort.

«Sie glauben jetzt natürlich, Sie werden sich nie erholen, nicht wahr? Aber ich habe schon Leute gesehen, denen es noch viel schlechter ging als Ihnen, und schon zwei Tage später genossen sie die Freuden der Reise. Nur Geduld, Ihnen wird es genauso ergehen.»

Ich fühlte mich viel zu schwach, um ihn einen Lügner zu nennen, und blickte ihn nur verachtungsvoll an. Er schwatzte noch ein paar Minuten und empfahl sich dann glücklicherweise. Passagiere schlenderten an mir vorbei, lachende junge Leute, vergnügt hopsende Kinder.

Die Luft war angenehm frisch, und die Sonne leuchtete. Unmerklich begann ich mich etwas besser zu fühlen. Ich beobachtete das Kommen und Gehen der Leute. Eine

junge Dame interessierte mich besonders. Sie mochte etwa dreißig Jahre als sein, war mittelgroß, hellblond und hatte ein rundes, lustiges Gesicht mit Grübchen. Ihr Kleid war sehr einfach, aber es besaß jenes undefinierbare Etwas, das beste Pariser Maßarbeit verriet. In liebenswürdiger, selbstsicherer Weise benahm sie sich so, als ob ihr das ganze Schiff gehöre.

Die Stewards rannten hin und her, um ihre Wünsche zu erfüllen. Sie schien einer der wenigen Menschen zu sein, die wissen, was sie wollen, die ihr Ziel stets erreichen und dabei doch immer liebenswürdig bleiben. Ich dachte bei mir, es müsste schön sein, mit dieser Dame zu plaudern, wenn ich jemals wieder gesund würde.

Wir erreichten Madeira um die Mittagszeit. Ich war immer noch zu schwach, um aufzustehen, aber ich freute mich an den malerischen Händlern, die an Bord kamen und ihre Waren ausbreiteten.

Die attraktive junge Dame war an Land gegangen. Doch kurz vor der Abfahrt kam sie mit einem Herrn zurück. Er war groß, hatte dunkles Haar und ein gebräuntes Gesicht – bestimmt der am besten aussehende Mann an Bord. Als die freundliche Stewardess mir eine zweite Decke brachte, erkundigte ich mich nach der jungen Frau.

«Das ist eine Lady aus der High Society, Mrs Suzanne Blair. Sie haben sicher schon über sie in den Zeitungen gelesen.»

Ich nickte und betrachtete sie mit neuem Interesse. Mrs Blair war bekannt als eine der elegantesten Damen der Gesellschaft. Sie schien den großen Herrn zu ihrem bevorzugten Kavalier erwählt zu haben, und er wusste diese Ehre vollauf zu schätzen.

Am folgenden Morgen sah ich Mrs Blair wieder spazieren gehen auf Deck, natürlich begleitet von ihrem Verehrer. Zu meinem maßlosen Erstaunen blieb sie plötzlich neben meinem Liegestuhl stehen.

«Fühlen Sie sich heute besser?»

Ich dankte höflich und sagte, ich käme mir halbwegs wieder wie ein Mensch vor.

«Gestern sahen Sie wirklich krank aus. Colonel Race und ich freuten uns bereits auf ein Begräbnis auf hoher See, aber Sie haben uns schwer enttäuscht.»

Ich lachte herzlich. «Die frische Luft hat mir gut getan.»

«Frische Luft ist das beste Mittel gegen Seekrankheit», stimmte Colonel Race mir lächelnd zu.

«Die dumpfen Kabinen können einen umbringen», sagte Mrs Blair und ließ sich neben mir in einen Liegestuhl fallen, während sie ihren Begleiter mit einem leichten Nicken verabschiedete. «Hoffentlich hat man Ihnen wenigstens eine Außenkabine gegeben.»

Ich schüttelte den Kopf.

«Meine Liebe, Sie müssen sofort wechseln! Jetzt ist genügend Platz vorhanden, denn viele Leute sind in Madeira von Bord gegangen. Reden Sie mit dem Zahlmeister darüber, er ist ein netter Kerl. Mich hat er sofort umziehen lassen, weil mir meine Kabine nicht gefiel. Sagen Sie es ihm, wenn Sie zum Mittagessen hinuntergehen.»

Ich schüttelte mich bei dem Gedanken.

«Danke. Aber ich bin noch nicht kräftig genug.»

«Seien Sie nicht töricht! Kommen Sie, wir machen einen kleinen Spaziergang auf Deck.»

Sie lachte mich ermutigend an. Erst fühlte ich mich noch sehr schwach, doch die Bewegung tat mir gut.

Nach einer Runde gesellte sich Colonel Race wieder zu uns.

«Von der anderen Seite aus können Sie den großen Vulkan auf Teneriffa sehen, den Pico de Teide.»

Wir gingen alle hinüber. Dort erhob sich strahlend und schneebedeckt aus leichtem Dunst der schimmernde Ke-

gel. Ich stieß einen Ruf der Begeisterung aus. Mrs Blair eilte davon, um ihre Kamera zu holen.

Ohne sich um den Spott des Colonels zu kümmern, knipste sie leidenschaftlich.

«Oh, der Film ist zu Ende!», klagte sie. «Aber ich habe einen neuen hier.»

Strahlend zog sie diesen aus ihrer Jackentasche. Ein unerwartetes Schlingern des Schiffs ließ sie das Gleichgewicht verlieren, und als sie sich an der Reling festhalten wollte, entglitt ihr die Rolle und fiel in die Tiefe.

«Ach, mein Film!», rief Mrs Blair in komischer Bestürzung und lehnte sich vor. «Ob er wohl ins Wasser gefallen ist?»

«Wie ich Sie kenne, haben Sie wahrscheinlich das Glück gehabt, nur einen armen Steward auf dem unteren Deck zu erschlagen.»

Hinter uns ertönte ein lauter Hornruf, der uns fast betäubte.

«Das Signal zum Lunch!», verkündete Mrs Blair begeistert.

Wir begaben uns in den Speisesaal. Ich begann zaghaft zu kosten – und vertilgte schließlich riesige Portionen. Der Zahlmeister beglückwünschte mich zu meiner Genesung. Er versprach mir, dass meine Sachen sofort in eine Außenkabine geschafft würden.

An meinem Tisch saßen außer dem Zahlmeister noch drei Leute: Zwei ältliche Damen und ein Missionar, der ständig von «unseren armen schwarzen Brüdern», redete.

Ich sah zu den anderen Tischen hinüber. Mrs Blair saß natürlich am Kapitänstisch, Colonel Race zu ihrer Linken. Neben dem Kapitän hatte ein Mann Platz genommen, den ich bisher noch nicht erblickt hatte. Er war groß und dunkelhaarig, hielt sich kerzengerade, und sein Ausdruck war so seltsam unheimlich, dass ich zusammenschrak.

Neugierig fragte ich den Zahlmeister nach seinem Namen.

«Dieser Herr? Oh, das ist der Sekretär von Sir Eustace Pedler. Ist bis heute schwer seekrank gewesen, der arme Kerl. Sir Eustace hat zwei Sekretäre bei sich, aber beiden bekommt das Meer anscheinend nicht gut. Der Zweite hat sich überhaupt noch nicht gezeigt. Dieser hier heißt Pagett.»

Demnach befand sich also auch Sir Eustace Pedler an Bord, der Besitzer des Hauses zur Mühle. Wahrscheinlich ein ganz zufälliges Zusammentreffen, aber dennoch…

«Sir Eustace sitzt rechts neben dem Kapitän», fuhr der Zahlmeister fort. «Alter Wichtigtuer.»

Je länger ich das Gesicht des Sekretärs betrachtete, desto unheimlicher kam es mir vor. Sein bleiches Aussehen, die schweren Augenlider und die flache Kopfform flößten mir Abneigung und Unbehagen ein.

Da wir den Speisesaal fast gleichzeitig verließen, war ich nur einen Schritt hinter ihm, als er mit Sir Eustace zum oberen Deck ging, und hörte ein paar Brocken ihrer Unterhaltung.

«Ich werde mich am besten sofort nach einer Kabine umsehen, meinen Sie nicht? Die Ihrige ist so voll gestopft mit Koffern, dass man darin nicht arbeiten kann.»

«Mein bester Freund», entgegnete Sir Eustace, «meine Kabine hat nur zwei Zwecke zu erfüllen. Erstens will ich darin schlafen und zweitens mich anziehen. Ich habe nicht im Geringsten die Absicht, Sie dort Ihren ganzen Kram aufbauen zu lassen und dem Klappern Ihrer Maschine zuzuhören.»

«Genau das meine ich, Sir Eustace. Wir brauchen unbedingt einen Raum zum Arbeiten…»

Hier schwenkte ich ab und ging nach unten, um zu sehen, ob meine Sachen bereits in die neue Kabine gebracht worden waren. Ein Steward war gerade dabei.

«Eine sehr hübsche Kabine haben wir für Sie, Miss. Auf Deck D, Nummer dreizehn.»

«O nein», rief ich aus. «Bitte nicht! Nicht Nummer dreizehn! Ist denn gar keine andere Kabine mehr frei?»

Er überlegte. «Da wäre vielleicht noch Nummer siebzehn, an der Steuerbordseite. Heute früh war sie leer, aber ich befürchte, sie wurde jemandem versprochen. Immerhin, die Sachen dieses Herrn sind noch nicht eingeräumt, und da Herren meistens nicht so abergläubisch sind wie Damen, macht ihm wahrscheinlich ein Tausch nichts aus.»

Ich dankte ihm, und der Steward begab sich zum Zahlmeister, um seine Erlaubnis einzuholen. Grinsend kehrte er zurück.

«Geht in Ordnung, Miss. Sie können sofort einziehen.»

Er zeigte mir den Weg zu Nummer siebzehn. Die Kabine war lange nicht so hübsch wie die von Nummer dreizehn, aber ich war trotzdem überglücklich.

In diesem Augenblick erschien der Mann mit dem unheimlichen Gesicht in der Tür.

«Entschuldigen Sie», sagte er, «aber diese Kabine ist für Eustace Pedler reserviert.»

«Das stimmt, Sir», entgegnete der Steward. «Wir haben Ihnen jedoch stattdessen Nummer dreizehn eingeräumt.»

«Nein, man hat mir Nummer siebzehn zugesagt.»

«Die andere Kabine ist viel größer und angenehmer.»

«Ich habe ausdrücklich Nummer siebzehn verlangt, und der Zahlmeister hat sie mir versprochen.»

«Das tut mir sehr Leid», erwiderte ich kühl. «Dies hier ist *meine* Kabine.»

«Damit kann ich mich nicht einverstanden erklären.»

Jetzt mischte sich der Steward wieder ein. «Die andere Kabine ist genauso praktisch, nur viel hübscher.»

«Ich wünsche aber Nummer siebzehn.»

«Was gibt es hier?», fragte eine neue Stimme. «Steward, bringen Sie meine Sachen hier herein. Es ist meine Kabine.»

Es war mein Nachbar bei Tisch, Reverend Edward Chichester.

«Entschuldigen Sie bitte, diese Kabine gehört mir», sagte ich fest.

«Sie ist Sir Eustace Pedler zugesichert worden», rief Mr Pagett.

«Ich bedaure diese Auseinandersetzung», meinte Chichester mit einem sanften Lächeln, das seine Entschlossenheit nur schwach verbarg.

«Sie erhalten Nummer achtundzwanzig backbord», erklärte der Steward. «Ein ausgezeichneter Raum.»

«Ich muss aber auf diesem hier bestehen. Nummer siebzehn wurde mir versprochen.»

Wir kamen nicht weiter. Keiner von uns wollte nachgeben. Ich hätte mich natürlich leicht aus dem Streit zurückziehen und mich mit Nummer achtundzwanzig zufrieden geben können. Solange ich nicht in die Unglückszahl dreizehn ziehen musste, war mir im Grunde alles recht. Aber ich hatte mich ereifert und dachte gar nicht daran, als Erste nachzugeben. Außerdem konnte ich Chichester nicht leiden. Er hatte falsche Zähne, die beim Essen klapperten. Viele Menschen sind schon um kleinerer Fehler willen gehasst worden.

Nun begann der ganze Streit von vorne. Pagett geriet langsam in Zorn. Chichester und ich versuchten Haltung zu bewahren. Doch keiner wollte nachgeben.

Der Steward blinzelte mir zu. Ich verstand und machte mich stillschweigend davon. Glücklicherweise fand ich den Zahlmeister sofort.

«Ach bitte», sagte ich mit meinem süßesten Lächeln, «Sie haben mir doch Kabine siebzehn versprochen, nicht wahr? Aber Mr Chichester und Mr Pagett wollen nicht nachgeben. Können Sie mir vielleicht helfen?»

Mit fester Miene betrat er den Schauplatz des Geschehens und erklärte den beiden Kampfhähnen, Nummer siebzehn gehöre mir. Sie könnten sich entweder für die Kabinen dreizehn und achtundzwanzig entscheiden oder aber dort bleiben, wo sie bisher waren.

Ich strahlte den Zahlmeister dankbar an. Der kleine Zwischenfall hatte mich völlig gesund gemacht. Bald ging ich wieder nach oben und ließ mich von ein paar jungen Leuten in die Geheimnisse der Deckspiele einweihen. Ich unterhielt mich herrlich und fand das Dasein wieder lebenswert.

Als das Signal zum Umziehen ertönte, eilte ich in meine Kabine. Dort erwartete mich die Stewardess mit verwirrtem Gesicht. «In Ihrer Kabine ist ein fürchterlicher Geruch, Miss. Ich kann nicht herausfinden, was es ist, aber Sie werden hier nicht schlafen können. Auf Deck C ist noch eine Kabine frei; am besten ziehen Sie dorthin um, wenigstens für diese Nacht.»

Es war jedoch nicht nur ein Geruch, wie die Stewardess zartfühlend gesagt hatte, sondern ein übler, widerlicher Gestank.

Wonach stank es derart penetrant? Tote Ratten? Nein, es war viel schlimmer – und ganz anders. Ich schnüffelte wieder. Das Zeug kam mir bekannt vor, ich musste es früher schon mal gerochen haben. Irgendetwas – ah! Jetzt fiel es mir ein: *Asa foetida!* Ich hatte während des Kriegs einige Zeit in einem Krankenhaus gearbeitet und wusste über diese ekelhafte Droge Bescheid.

Asa foetida – das war es! Aber warum…

Ich sank auf mein Bett nieder. Plötzlich hatte ich begriffen. Jemand hatte absichtlich eine Prise von dem Zeug hier verstreut, damit ich wieder ausziehen würde. Warum wollte man mich um jeden Preis aus dieser Kabine haben? Jetzt betrachtete ich den Streit vom Nachmittag unter einem neuen Gesichtswinkel. Weshalb war diese Kabine siebzehn für mehrere Leute so wichtig? Die beiden anderen Räume waren größer und schöner, und doch beharrten die beiden Männer starrköpfig auf dieser Nummer siebzehn.

17! Die Zahl schien mich zu verfolgen. Am Siebzehnten war die *Kilmorden Castle* von Southampton abgefahren. Es war eine Siebzehn… plötzlich schnappte ich nach Luft. Hastig schloss ich meinen Handkoffer auf und holte den kostbaren Zettel aus seinem Versteck zwischen zusammengerollten Strümpfen hervor.

17.122! 17 konnte genauso gut *Kabine* siebzehn bedeuten. Und 1? Natürlich die Zeit: ein Uhr. Dann musste 22 also das Datum sein. Ich blätterte in meinem kleinen Kalender.

Morgen war der Zweiundzwanzigste!

10

Meine Erregung kannte keine Grenzen. Diesmal war ich bestimmt auf der richtigen Fährte. Und eins war klar: Ich durfte mich auf keinen Fall aus meiner Kabine vertreiben lassen. Das *Asa foetida* musste ausgehalten werden. Ich überdachte noch einmal alle Tatsachen.

Morgen war der Zweiundzwanzigste, und um ein Uhr sollte irgendetwas geschehen. Ein Uhr in der Nacht oder ein Uhr mittags? Ein Uhr nachts schien mir wahrscheinlicher zu sein. Jetzt hatten wir sieben Uhr – in sechs Stunden würde ich es wissen.

Der Abend wollte kein Ende nehmen. Ich zog mich bald nach dem Essen zurück und ging zu Bett, doch in Anbetracht des Kommenden hüllte ich mich in einen dicken Morgenmantel und behielt meine Hausschuhe an. So konnte ich jederzeit aufspringen und an den Ereignissen aktiv teilnehmen.

Ich hörte, wie sich die anderen Passagiere nach und nach zurückzogen, vernahm Gelächter und Bruchstücke von Unterhaltungen. Dann wurde es langsam still, und die meisten Lichter gingen aus. Von Zeit zu Zeit blickte ich auf meine Uhr. Mitternacht! Die Stunde, die nun folgte, war die längste meines Lebens. Wenn um eins nichts geschah, dann waren meine ganzen Überlegungen falsch, und ich hatte alles, was ich besaß, einer romantischen Phantasterei zum Opfer gebracht.

Endlich war es ein Uhr. Ein Uhr – und nichts geschah. Doch halt, was war das? Schritte auf dem Korridor, leichte, rennende Füße. Mein Herz hämmerte.

Plötzlich flog meine Tür auf, und ein Mann stolperte in die Kabine.

«Retten Sie mich», flüsterte er leise. «Sie sind hinter mir her!» Jetzt war keine Zeit für Erläuterungen und Erklärungen. Andere Schritte wurden draußen hörbar. Mir blieben höchstens vierzig Sekunden zum Handeln.

Eine Schiffskabine bietet nicht viel Platz, um einen Mann von einem Meter achtzig zu verstecken. Mit einem Arm riss ich meinen großen Koffer unter der Koje hervor. Rasch kroch der Eindringling unter das Bett. Gleichzeitig klappte ich den Kofferdeckel zurück und ließ Wasser in mein Waschbecken laufen. Hastig steckte ich mein Haar zu einem Knoten auf. Mein Aussehen war mit Sicherheit nicht sehr vorteilhaft, doch als Vorbereitung für das Kommende durfte es als diplomatisches Meisterstück gelten. Eine Dame, die einen hässlichen Knoten trug und im Begriff stand, eine Seife aus dem Koffer zu holen, um sich zu waschen, konnte kaum verdächtigt werden, einen Flüchtenden zu verstecken.

Jemand klopfte an meiner Tür, und fast gleichzeitig wurde sie aufgestoßen.

Ich weiß nicht genau, was ich erwartet hatte. Wahrscheinlich verfolgten mich unklare Vorstellungen von Mr Pagett mit einem Revolver in der Hand, von Reverend Chichester mit einem Sandsack oder irgendeiner anderen tödlichen Waffe – jedenfalls erwartete ich nicht das freundliche Gesicht einer Nachtstewardess zu sehen.

«Entschuldigen Sie, Miss. Ich glaubte, Sie hätten gerufen.»

«Nein», sagte ich leichthin, «das ist ein Irrtum.»

«Es tut mir Leid, Sie gestört zu haben.»

«Macht nichts», beruhigte ich sie. «Ich konnte nicht schlafen und dachte, mich zu waschen würde mir gut tun.»

«Es tut mir Leid», wiederholte sie. «Aber auf dem Korridor trieb sich vorhin ein Herr herum, der zu viel getrunken hatte, und wir befürchteten, er könnte eine der Damen belästigen.»

«Wie schrecklich!», rief ich und machte ein entsetztes Gesicht. «Er kommt doch hoffentlich nicht hier herein?»

«Ich glaube nicht, Miss. Schließen Sie sich ein und klingeln Sie, wenn Sie etwas hören sollten. Gute Nacht!»

«Gute Nacht.»

Ich wartete einen Augenblick, öffnete die Tür und spähte auf beide Seiten des Korridors. Niemand war zu sehen.

Betrunken! Das war also die Lösung des Rätsels. Meine schauspielerischen Talente hatten sich als unnötig erwiesen.

Ich zog den Koffer weg und sagte eisig: «Kommen Sie hervor!»

Keine Antwort. Ich schaute unter die Koje. Mein Eindringling lag bewegungslos und schien zu schlafen. Ich schüttelte ihn leicht, aber er rührte sich nicht.

Stockbetrunken, dachte ich empört. Was soll ich nur tun?

Dann sah ich etwas, das mir den Atem nahm. Rote Tropfen sickerten auf den Boden.

Ich brauchte all meine Kraft, um den Mann in die Mitte der Kabine zu zerren. Das tödliche Weiß des Gesichts zeigte, dass er ohnmächtig war. Der Grund war leicht zu finden. Er hatte einen Stich unter dem linken Schulterblatt, eine hässliche, tiefe Wunde. Rasch zog ich ihm die Jacke aus.

Bei der Berührung der Wunde mit kaltem Wasser schauderte ihn, dann setzte er sich auf.

«Bleiben Sie ganz still», bat ich.

Er gehörte zu der Sorte junger Männer, die nicht nachgeben und sich rasch erholen. Schwankend erhob er sich.

«Danke, Sie brauchen nichts für mich zu tun.»

Sein Verhalten war herausfordernd und aggressiv. Keine Spur von Dankbarkeit, nicht einmal die einfachste Form von Höflichkeit.

«Sie haben eine hässliche Wunde. Ich muss Sie verbinden.»

«Sie werden nichts Derartiges tun.»

Er schleuderte mir die Worte ins Gesicht, als ob ich ihn um eine Gnade gebeten hätte. Ich wurde langsam wütend.

«Ich kann Sie nicht zu Ihren Manieren beglückwünschen», sagte ich kalt.

«Ich werde Sie jetzt von meiner Gegenwart befreien.»

Er ging einen Schritt auf die Tür zu, doch er schwankte, und ich musste ihn stützen. Mit einer heftigen Bewegung stieß ich ihn auf das Bett.

«Seien Sie doch kein Narr», sagte ich unhöflich. «Sie wollen wohl kaum eine Blutspur auf dem ganzen Schiff hinterlassen, oder?»

Das schien er endlich zu begreifen, denn er verhielt sich ganz still, solange ich seine Wunde behandelte und so gut wie möglich verband.

«So», meinte ich schließlich. «Das muss für den Augenblick genügen. Sind Sie nun in besserer Laune und geruhen mir jetzt zu erklären, was das alles bedeuten soll?»

«Es tut mir Leid, aber ich kann Ihre sehr natürliche Neugier nicht stillen.»

«Warum nicht?», fragte ich verärgert.

Er lächelte höhnisch.

«Wenn man etwas der ganzen Welt kundtun will, braucht man es nur einer Frau zu erzählen. Wenn nicht, ist es besser zu schweigen.»

«Sie glauben also nicht, dass ich ein Geheimnis bewahren könnte?»

«Von *glauben* ist keine Rede, ich bin dessen *sicher.»*

Er erhob sich.

«Nun, jedenfalls habe ich einiges über die Ereignisse der heutigen Nacht zu erzählen», erwiderte ich boshaft.

«Und zweifellos werden Sie das tun.»

Wir starrten einander zornig an, wie die erbittertsten Feinde. Erst jetzt nahm ich Einzelheiten seiner Erscheinung auf: Das kurzgeschorene dunkle Haar, das eckige Kinn, die Narbe auf der braunen Wange und die hellgrauen Augen, die mich so spöttisch ansahen. Etwas Gefährliches ging von diesem Mann aus.

«Sie haben mir noch gar nicht dafür gedankt, dass ich Ihnen das Leben gerettet habe», sagte ich süß lächelnd.

Das traf ihn endlich. Er wich zurück, und ich fühlte instinktiv, dass ihn nichts so sehr verdross, wie daran erinnert zu werden, dass er mir sein Leben verdankte. Mich ließ das kalt; ich wollte ihn verletzen, so tief verletzen wie nie einen Menschen zuvor.

«Ich wünschte, Sie hätten es nicht getan!», rief er. «Ich wünschte, ich wäre tot und aus der ganzen Sache heraus.»

«Damit bestätigen Sie wenigstens die Tatsache, an der Sie nicht vorbeikommen. Ich *habe* Ihr Leben gerettet und erwarte, dass Sie sich bedanken.»

Wenn Blicke töten könnten, wäre ich wohl nicht mehr am Leben. Roh stieß er mich beiseite. An der Tür drehte er sich um und sagte: «Ich werde Ihnen nicht danken, weder jetzt noch später. Doch ich erkenne die Schuld an – und eines Tages werde ich sie bezahlen.»

Dann war er gegangen, und ich blieb mit verkrampften Händen und wild pochendem Herzen zurück.

11

Der Rest der Nacht verlief ruhig. Ich frühstückte im Bett und stand spät auf. Mrs Blair winkte mir zu, als ich an Deck kam.

«Guten Morgen, kleine Zigeunerin. Setzen Sie sich hier neben mich. Erzählen Sie mir etwas über sich. Weshalb fahren Sie nach Südafrika?»

Ich erzählte ihr etwas über Papas Lebensaufgabe.

«So sind Sie also die Tochter von Charles Beddingfeld? Wusste ich doch gleich, dass Sie nicht nur eine kleine Landpomeranze sind. Wollen Sie nach Broken Hill, um weitere Schädel auszubuddeln?»

«Vielleicht», sagte ich vorsichtig, «ich habe jedoch auch noch andere Pläne.»

«Kleine Geheimniskrämerin! Aber Sie sehen heute wirklich müde aus. Haben Sie schlecht geschlafen? Ich bin an Bord immer das reinste Murmeltier, könnte zwanzig Stunden ohne Unterbrechung schlafen.» Sie gähnte und sah wie ein kleines, müdes Kätzchen aus. «Irgendein Trottel von Steward hat mich heute mitten in der Nacht aufgeweckt, um mir meinen verlorenen Film wiederzubringen. Und er hat es auf höchst melodramatische Art getan: Streckte seinen Arm durch den Ventilator und ließ den Film mitten auf meinen Magen fallen. Ich bin aufgeschreckt und habe zuerst geglaubt, es sei eine Bombe.»

«Da kommt Ihr Colonel», sagte ich, als sich Colonel Race an Deck zeigte.

«Er ist keineswegs *mein* Colonel. In Wirklichkeit bewundert er nur Sie. Laufen Sie also nicht davon, Zigeunerin!»

«Ich will nur schnell einen Schal für meinen Kopf holen, damit die Haare nicht so flattern.»

Und schon war ich weg. Aus irgendeinem unklaren Grund fühlte ich mich in Gesellschaft von Colonel Race bedrückt. Er gehörte zu den wenigen Menschen, die mich einschüchterten.

Ich ging also in meine Kabine, um etwas Geeignetes für meine widerspenstigen Locken zu finden. Ordentlich, wie ich bin, hatte ich meine Sachen fein säuberlich in die Schubladen gelegt. Als ich jetzt eine öffnete, sah ich sofort, dass hier etwas nicht stimmte. Ich zog die anderen auf – überall war es dasselbe. Jemand musste in meiner Abwesenheit alle meine Sachen hastig durchstöbert haben!

Gedankenvoll setzte ich mich aufs Bett. Wer mochte das getan haben – und warum? Hatte jemand nach meinem kostbaren Zettel mit den gekritzelten Ziffern gesucht? Ich schüttelte zweifelnd den Kopf. Das schien mir zu weit hergeholt, denn niemand hier konnte davon wissen. Um was aber handelte es sich dann?

Ich musste überlegen. Die Ereignisse der letzten Nacht waren zwar aufregend, doch keineswegs aufschlussreich gewesen. Wer war eigentlich der junge Mann, der in meine Kabine gestürzt kam? Ich hatte ihn bisher weder an Deck noch beim Essen gesehen. Gehörte er zur Schiffsmannschaft, oder war er ein Passagier? Wer hatte ihm den Dolchstich versetzt? Und warum? Weshalb um alles in der Welt spielte Kabine siebzehn eine so wichtige Rolle? All das war sehr geheimnisvoll, und eines schien sicher: Auf der *Kilmorden Castle* gingen seltsame Dinge vor.

Ich zählte an den Fingern ab, welche Personen mir fragwürdig erschienen.

Meinen nächtlichen Besucher rechnete ich nicht dazu, obgleich ich mir vornahm, so schnell wie möglich herauszufinden, wer er war. Auf drei Passagiere jedoch wollte ich ein wachsames Auge halten:

1. Sir *Eustace Pedler*. Er war der Eigentümer des Hauses zur Mühle, und sein Auftauchen hier an Bord mochte mehr als bloßer Zufall sein.
2. Mr *Pagett,* sein unheimlicher Sekretär, der sich so sehr um die Kabine siebzehn bemüht hatte. (Wichtig: Herausfinden, ob er Sir Eustace nach Cannes begleitet hatte!)
3. Reverend *Edward Chichester*. Gegen ihn konnte ich seine Halsstarrigkeit anführen, mit der er sich in den Besitz meiner Kabine bringen wollte. Das mochte aber auch nur ein Charakterzug von ihm sein. Dickköpfige Menschen benehmen sich oft merkwürdig.

Eine kleine Unterhaltung mit dem Reverend konnte nichts schaden. Rasch band ich mir ein Tuch um den Kopf und ging wieder an Deck, voller Unternehmungsgeist. Ich hatte Glück. Reverend Chichester lehnte an der Reling und trank eine Bouillon. Ich ging auf ihn zu.

«Ich hoffe, Sie haben mir unseren kleinen Streit wegen Kabine siebzehn vergeben», sagte ich mit meinem liebenswürdigsten Lächeln.

«Langes Grollen halte ich für eine unchristliche Eigenschaft», erwiderte er kalt. «Aber der Zahlmeister hatte mir die Kabine nun einmal versprochen.»

«Zahlmeister sind so viel beschäftigt, nicht wahr? Sie können leicht etwas vergessen.»

Mr Chichester gab keine Antwort.

«Fahren Sie zum ersten Mal nach Afrika?», fragte ich leichthin.

«Nach Südafrika, ja. Doch ich habe die letzten zwei Jahre unter den Kannibalenstämmen im Innern von Ostafrika verbracht.»

Merkwürdig! Wenn Mr Chichester wirklich vor kurzem noch in Afrika gelebt hatte, musste er eigentlich viel brauner sein. Seine Haut war blass und so zart wie die eines Säuglings. Ob da etwas nicht stimmte? Sein ganzes Gebaren war jedoch so priesterlich – vielleicht auch zu sehr. Er wirkte fast wie ein Schauspieler in der Rolle eines Geistlichen.

Während ich darüber nachdachte, schlenderte Sir Eustace Pedler auf uns zu. Als er an Reverend Chichester vorbeikam, bückte er sich und hob etwas vom Boden auf.

«Sie haben das fallen lassen», sagte er und hielt es ihm hin. Sir Eustace ging weiter und bemerkte daher wohl nicht, wie der Reverend auf den Fund reagierte. Ich jedoch sah es. Er zuckte zusammen, und sein Gesicht wurde geisterhaft grün. Nervös zerknüllte er den Zettel zu einem kleinen Ball. Mein Verdacht kehrte hundertfach zurück. Er bemerkte meinen Blick und beeilte sich, eine hastige Erklärung zu geben.

«Es ist nur der… äh… der Entwurf für eine Predigt», sagte er mit einem verzerrten Lächeln.

«Oh, ja», erwiderte ich höflich.

Entwurf zu einer Predigt – dass ich nicht lache!

Er ließ mich mit einer gemurmelten Entschuldigung stehen. Hätte nur ich statt Sir Eustace Pedler diesen Zettel entdeckt! Etwas wurde mir jedenfalls klar: Ich durfte Mr Chichester nicht von meiner Liste der Verdächtigen streichen. Er gehörte im Gegenteil ganz an die Spitze.

Nach dem Essen schlenderte ich zum kleinen Saal, um dort den Kaffee einzunehmen, und sah Mrs Blair und Colonel Race an einem Tisch mit Sir Eustace und Mr

Pagett sitzen. Mrs Blair winkte mir… und ich gesellte mich zu ihnen. Sie plauderten über Italien.

«Ich liebe die Italiener», sagte Mrs Blair. «Sie sind so überaus höflich. Allerdings bringt das auch Schwierigkeiten mit sich. Wenn man einen Italiener nach dem Weg fragt, dann bricht er erst in einen Schwall von Worten aus, und merkt er dann, dass man ihn verständnislos anstarrt, fasst er einen höflich beim Arm und kommt einfach mit – den ganzen Weg, wenn es auch noch so weit ist.»

«Haben Sie diese Erfahrung in Florenz auch gemacht, Pagett?», fragte Sir Eustace und wandte sich dabei lächelnd an seinen Sekretär.

Aus irgendeinem Grund schien dieser verlegen. Er stotterte und wurde ganz rot.

«O ja… ja, gewiss.» Mit einer gemurmelten Entschuldigung erhob er sich und verließ den Tisch.

«Ich beginne zu fürchten, dass mein guter Guy Pagett in Florenz eine düstere Tat begangen hat», sagte Sir Eustace und blickte seinem Sekretär kopfschüttelnd nach. «Jedesmal, wenn die Rede auf Florenz oder auf Italien kommt, weicht er dem Thema aus oder zieht sich fluchtartig zurück.»

«Vielleicht hat er jemanden umgebracht?», meinte Mrs Blair hoffnungsvoll. «Ich möchte Sie nicht verletzen, Sir Eustace, aber sieht er nicht aus wie der geborene Verbrecher?»

«Sie haben ganz Recht, der reinste Borgia! Manchmal amüsiert es mich, besonders weil ich weiß, wie entsetzlich ehrbar und spießbürgerlich er in Wirklichkeit ist.»

«Er ist wohl schon lange Zeit bei Ihnen?», fragte Colonel Race. «Sechs Jahre», sagte Sir Eustace mit einem tiefen Seufzer.

«Sicher ist er von unschätzbarem Wert für Sie», meinte Mrs Blair höflich.

«Unschätzbar ist das richtige Wort, wahrhaftig!», erwiderte Eustace mit einem so kummervollen Ausdruck, als ob diese Eigenschaft Pagetts wie ein Gewicht auf ihm lastete. Dann fuhr er lebhafter fort: «Aber sein Gesicht sollte Ihnen eigentlich Vertrauen einflößen, meine liebe Mrs Blair. Kein Verbrecher, der etwas auf sich hält, würde mit einem solchen Gesicht herumlaufen. Der berüchtigte Crippen zum Beispiel war einer der nettesten Männer, die man sich vorstellen kann.»

«Er wurde auf einem Schiff gefasst, nicht wahr?», fragte Mrs Blair leise.

Das Zerbrechen von Porzellan wurde hörbar. Ich fuhr herum und sah, dass Mr Chichester seine Kaffeetasse hatte fallen lassen.

Unsere Gesellschaft brach bald auf. Mrs Blair zog sich zu einem Schläfchen zurück, und ich ging an Deck. Colonel Race folgte mir.

«Sie sind sehr schwer zu fassen, Miss Beddingfeld. Ich habe Sie gestern Abend beim Tanz überall gesucht.»

«Ich bin sehr früh zu Bett gegangen», erwiderte ich.

«Werden Sie heute erneut ausreißen? Oder darf ich Sie um einen Tanz bitten?»

«Ich würde sehr gerne mit Ihnen tanzen», antwortete ich schüchtern. «Aber Mrs Blair…»

«Unserer Freundin Mrs Blair liegt nichts am Tanzen.»

«Und Ihnen?»

«Mir liegt sehr viel an einem Tanz mit Ihnen.»

«Oh…!» Es war nur ein nervöses Flüstern. Ich hatte Hemmungen, und trotzdem freute ich mich. Das war jedenfalls etwas anderes, als über fossile Schädelfunde mit alten Professoren zu sprechen. Colonel Race mochte etwa vierzig sein und war genau der Typ von Mann, wie er mir vorschwebte.

Am Abend tanzte ich mehrmals mit ihm, und als ich mich zurückziehen wollte, schlug er mir einen kleinen Spaziergang auf Deck vor. Wir machten dreimal die Runde und ließen uns dann in zwei Liegestühlen nieder. Kein Mensch war in Sicht.

Wir unterhielten uns über belanglose Themen.

«Wissen Sie, dass ich einmal Ihrem Vater begegnet bin, Miss Beddingfeld? Ein sehr interessanter Mann – auf seinem Spezialgebiet. Und für mich hat dieses Gebiet etwas Faszinierendes; ich habe mich, in ganz bescheidenem Umfang natürlich, selbst ein wenig damit befasst. Als ich in der Dordogne-Region war…»

Und damit bewegte sich unser Gespräch auf vertrauten Bahnen. Colonel Race hatte keine leere Behauptung aufgestellt; er wusste wirklich einiges. Nur einmal beging er einen Fehler, der einem Kenner der Materie niemals hätte unterlaufen dürfen. Er sagte nämlich, der Homo Mousteriensis sei ein Nachkomme des Aurignacmenschen, was kompletter Unsinn ist.

Es war bereits Mitternacht, als ich mich in meine Kabine zurückzog. Noch lange grübelte ich über den Irrtum von Colonel Race nach. Sollten seine ganzen «Kenntnisse», nur ein gut aufgebauter Schwindel sein, um mich abzulenken? Verstand er in Wirklichkeit gar nichts von Archäologie? Ich schüttelte den Kopf; das erschien mir dann doch unwahrscheinlich.

Als ich bereits am Einschlafen war, fuhr ich plötzlich wieder auf. Ein neuer Gedanke hatte sich meiner bemächtigt. Hatte er etwa *mich* auszuhorchen versucht? Waren seine Bemerkungen nur Prüfsteine, um herauszufinden, ob ich mich wirklich auf dem Gebiet auskannte? Mit anderen Worten: Verdächtigte er mich, nicht die echte Anne Beddingfeld zu sein?

Und wenn ja, weshalb?

12

Aus dem Tagebuch von Sir Eustace Pedler

Das Leben an Bord hat seine Vorteile; es ist geruhsam und friedlich. Zum Glück bin ich seetüchtig – im Gegensatz zu dem armen Pagett. Er wurde schon grün, als wir noch gar nicht richtig Fahrt aufgenommen hatten. Ich nehme an, mein zweiter so genannter Sekretär ist ebenfalls seekrank. Jedenfalls habe ich ihn überhaupt noch nicht zu Gesicht bekommen. Das kann natürlich auch bloße Taktik von ihm sein. Hauptsache, dass er mich nicht belästigt!

Die Leute an Bord sind eine fade Gesellschaft. Nur zwei anständige Bridgespieler und eine einzige gut aussehende Frau. Mrs Suzanne Blair. Mit ihr könnte man sich unterhalten, wenn nicht dieser wortkarge, langbeinige Esel ständig an ihren Fersen kleben würde. Colonel Race sieht ganz gut aus, aber er ist unsagbar langweilig.

Als wir Madeira verlassen hatten, stolperte Guy Pagett wieder an Deck und begann natürlich sofort mit hohler Stimme über Arbeit zu schwatzen. Warum, zum Teufel, soll ich hier arbeiten? Es stimmt schon, dass ich dem Verleger meine *Erinnerungen* für den Frühsommer versprochen habe, aber warum eigentlich? Wer liest denn solche Bücher!

Ich versuchte ihn abzulenken.

«Sie gleichen einem perfekten Wrack, mein Lieber. Sie müssen sich in einem Liegestuhl an der Sonne erholen. Nein, kein Wort mehr darüber, die Arbeit hat eben zu warten.»

Er ging überhaupt nicht darauf ein, sondern forderte eine Extrakabine zum Arbeiten. Am nächsten Tag erschien er mit grimmigem Gesicht. Der Zahlmeister hatte ihm Kabine siebzehn als Arbeitsraum zugewiesen, aber Pagett hatte die betreffende Kabine nicht beziehen können und war darüber höchst aufgebracht. Er erzählte eine lange Geschichte, wie er und ein Mr Chichester und eine Miss Beddingfeld sich beinahe in die Haare geraten waren. Unnötig zu sagen, dass die junge Dame Siegerin blieb.

«Die Kabinen dreizehn und achtundzwanzig, die der Steward als Ersatz vorschlug, sind beide viel größer und schöner, aber weder Mr Chichester noch Miss Beddingfeld wollten etwas davon hören.»

«Nun, mir scheint, sie selbst waren genauso dickköpfig, mein lieber Pagett», erwiderte ich gelangweilt.

Er blickte mich vorwurfsvoll an. «Sie sagten selbst, ich solle Kabine siebzehn nehmen.»

«Du lieber Himmel, das sagte ich doch bloß, weil ich sah, dass sie leer war. Jeder andere Raum ist genauso gut.»

«Die Sache bleibt trotzdem merkwürdig, Sir», beharrte er. «Miss Beddingfeld hat die Kabine erhalten – aber heute Morgen sah ich diesen Chichester ganz verstohlen herausschleichen.»

Ich blickte ihn strafend an. «Wenn Sie glauben, mir hier eine Skandalgeschichte auftischen zu können, dann irren Sie sich ganz gewaltig, mein Lieber. Miss Beddingfeld ist ein anständiges Mädchen und Chichester immerhin ein Missionar, obschon ich zugebe, dass er mir widerlich ist. Anne Beddingfeld hat übrigens die bei weitem hübschesten Beine von allen Damen hier.»

Pagett liebt solche Bemerkungen nicht. Ich bin überzeugt, dass er Beine überhaupt nicht sieht – oder es wenigstens nicht zugeben würde. Mich hält er für sehr frivol, und da es mir Spaß macht, ihn zu sticheln, fuhr ich fort: «Da Sie ja anscheinend ihre Bekanntschaft gemacht

haben, können Sie die junge Dame einladen, heute Abend beim Kostümfest unser Gast zu sein. Sie sollten übrigens gleich ein Kostüm für mich aussuchen.»

«Sie werden doch nicht an diesem Kostümfest teilnehmen wollen, Sir?», fragte er in entsetztem Ton.

Eigentlich hatte ich das wirklich nicht im Sinn gehabt. Aber seine Empörung reizte mich zum Widerspruch.

«Selbstverständlich nehmen wir daran teil und kostümieren uns wie alle anderen – Sie auch, mein Freund.»

Pagett schüttelte sich.

«Sie werden jetzt gleich zwei Kostüme für uns holen», schloss ich.

«Es gibt sicher keine so ausgefallenen Größen», murmelte er und maß mich abschätzig mit den Augen. Pagett kann manchmal unbewusst recht beleidigend sein.

«Bestellen Sie auch gleich einen Tisch für sechs Personen im Salon. Wir werden den Kapitän zu uns bitten, das Mädchen mit den schönen Beinen, Mrs Blair…»

«Mrs Blair kommt nicht ohne Colonel Race», unterbrach Pagett. «Ich habe zufällig gehört, wie er sie zum Essen eingeladen hat.» Pagett weiß einfach alles. Daher fragte ich ihn auch: «Wer ist eigentlich dieser Colonel Race?»

«Man sagt, er gehöre zum Geheimdienst, Sir Eustace. Er soll dort ein großes Tier sein. Aber natürlich weiß ich das nicht mit Bestimmtheit.»

«Das sieht unserer Regierung wieder mal ähnlich!», rief ich empört. «Da ist ein Kerl an Bord, der von Berufs wegen ständig mit Geheimakten zu tun hat, aber das genügt ihnen nicht, nein! Sie müssen einen Außenstehenden wie mich mit dem Zeug belästigen.»

Pagett machte sein geheimnisvolles Gesicht. Er trat einen Schritt näher und senkte seine Stimme zu einem Flüstern: «Wenn Sie mir eine Bemerkung gestatten, Sir Eustace. Diese ganze Geschichte ist höchst seltsam!

Denken Sie nur an meine Erkrankung kurz vor der Abreise…»

«Ach Unsinn, Sie haben einfach ein Gallenleiden gehabt, wie schon so oft.»

Pagett blinzelte. «Das war nicht wie sonst, Sir. Diesmal…»

«Verschonen Sie mich um Himmels willen mit der Aufzählung Ihrer Symptome, Pagett. Ich bin nicht daran interessiert.»

«Gut, Sir. Aber meiner Ansicht nach bin ich *vergiftet* worden.»

«Aha, Sie haben anscheinend mit Rayburn gesprochen.»

Er leugnete es nicht.

«Nebenbei, wo steckt der Kerl eigentlich?», fragte ich. «Seit wir an Bord sind, habe ich ihn noch nicht zu Gesicht bekommen.»

«Er gibt vor, seekrank zu sein, Sir Eustace, und bleibt deshalb in seiner Kabine. Aber das ist nur Tarnung; er kann auf diese Weise alles besser beobachten.»

«Beobachten?»

«Ja, Sir, und für Ihre Sicherheit sorgen, falls ein Angriff auf Sie geplant ist.»

«Sie sind wirklich ein lustiger Kerl, Pagett. Sie verstehen es blendend, die Menschen aufzuheitern. An Ihrer Stelle würde ich als Henker oder als Totenkopfmaske zum Ball gehen.»

Das verschlug ihm die Worte. Ich begab mich an Deck und fand dort Miss Beddingfeld tief im Gespräch mit diesem Missionar. Frauen haben immer eine Vorliebe für die Geistlichkeit.

Ein Mann von meiner Figur hasst es, sich zu bücken. Aber ich tat es trotzdem aus Höflichkeit, um ein Stück

Papier aufzuheben, das neben dem Geistlichen am Boden lag. Einen Dank erhielt ich nicht für meine Mühe.

Ohne es zu wollen, hatte ich die Worte auf dem Zettel gelesen.

Versuchen Sie nicht, auf eigene Faust vorzugehen, oder Sie werden es bereuen!

Nette kleine Drohung für einen Geistlichen! Langsam interessiert es mich wirklich, wer dieser Kerl ist. Er sieht so harmlos aus wie Milch und Honig, aber das Aussehen kann trügen. Ich muss Pagett fragen, Pagett weiß alles.

Ich nahm in meinem Liegestuhl neben Mrs Blair Platz und unterbrach dadurch ihr Tête-à-Tête mit Race. Als ich sie einlud, am Kostümfest mit mir zu speisen, brachte er es irgendwie fertig, die Einladung auch auf sich zu beziehen.

Nach dem Essen setzte sich Miss Beddingfeld zu uns. Ich hatte Recht, ihre Beine sind wirklich die schönsten an Bord, und ich werde sie ebenfalls zum Dinner einladen.

Was mag wohl Pagett in Florenz zugestoßen sein? Jedes Mal wenn von Italien gesprochen wird, verliert er die Nerven. Wüsste ich nicht, wie unglaublich korrekt er ist, müsste ich annehmen, er habe sich dort auf eine peinliche Liebesaffäre eingelassen. Manchmal werden selbst die hölzernen Männer… Es wäre köstlich! Pagett als schuldbewusster Wüstling!

13

Es war ein merkwürdiger Abend. Das einzige Kostüm, das sich für meine Figur auftreiben ließ, war ein Teddybär. Ich habe nichts dagegen, an einem kalten Winterabend in England bei ein paar hübschen Mädchen den Bären zu spielen – aber für den Äquator ist das nicht das richtige Kostüm. Immerhin, es sorgte für Belustigung.

Mrs Blair hatte sich geweigert, in einem Kostüm zu erscheinen, und Race schloss sich natürlich ihrem Beispiel an. Anne Beddingfeld erschien als Zigeunermädchen und sah reizend aus. Pagett behauptete, Kopfschmerzen zu haben, und ließ sich nicht blicken. An seiner Stelle bat ich einen komischen kleinen Kerl namens Reeves an unseren Tisch. Er ist ein prominentes Mitglied der südafrikanischen Arbeiterpartei. Ein schrecklicher Mensch, aber ich will ihn bei guter Laune halten, denn er kann mir wichtige Informationen geben. Ich möchte die Geschichte über jenen Streik im *Rand* von beiden Seiten hören. Der Tanz war eine heiße Angelegenheit. Zweimal forderte ich Anne Beddingfeld auf, aber es macht ihr sichtlich kein Vergnügen. Einmal tanzte ich mit Mrs Blair, die noch weniger Freude daran zeigte, und dann mit ein paar anderen hübschen Mädchen.

Zum Essen um Mitternacht bestellte ich Champagner. Und damit hatte ich das Einzige getroffen, das die Zunge von Colonel Race zu lösen vermochte. Der Mann wurde direkt geschwätzig, und schließlich merkte ich, dass er sich zum Mittelpunkt meiner Gesellschaft gemacht hatte. Er lachte mich aus, weil ich ein Tagebuch führe.

«Eines schönen Tages werde ich all Ihre düsteren Geheimnisse ausplaudern, Pedler», spottete er.

«Mein lieber Race», entgegnete ich, «ich bin nicht ganz der Narr, für den Sie mich halten. Wenn ich Geheimnisse habe, dann schreibe ich sie nicht schwarz auf weiß nieder. Nach meinem Tod wird man wohl meine Ansichten über verschiedene so genannte ‹Berühmtheiten› erfahren, aber nicht das Geringste, das mich selber herabsetzen könnte. Ein Tagebuch ist gut dafür, die kleinen Charakterfehler anderer Leute festzuhalten, doch niemals seine eigenen.»

«Es gibt so etwas wie unbewusste Selbstoffenbarung.»

«Für den Psychoanalytiker sind alle Wesen schlecht», sagte ich salbungsvoll.

«Sie müssen sicher ein sehr interessantes Leben geführt haben, Colonel Race», warf die kleine Beddingfeld ein.

Das lenkte den Burschen ab, und er begann Geschichten von Löwenjagden zu erzählen. Ein Mann, der mannigfaltige Abenteuer mit wilden Tieren erlebt hat, genießt einen unbilligen Vorteil anderen Sterblichen gegenüber. Schließlich fand ich es an der Zeit, auch meinen Beitrag an Jägerlatein zu leisten.

«Das erinnert mich übrigens», ergriff ich das Wort, «an eine sehr unterhaltsame Geschichte, die ich gehört habe. Einer meiner Freunde machte einen Jagdausflug irgendwo in Ostafrika. Eines Nachts verließ er sein Zelt – und hörte plötzlich ein lautes Brüllen. Erfuhr herum und sah sich zu seinem Entsetzen einem Löwen gegenüber, der ihn gerade anspringen wollte. Mein Freund hatte sein Gewehr im Zelt gelassen; aber wie der Blitz duckte er sich, und der Löwe sprang über ihn hinweg. Wütend fauchte er und setzte zum zweiten Sprunge an. Wieder duckte er sich – und wieder sprang der Löwe über ihn hinweg. Das Gleiche geschah noch ein drittes Mal, aber jetzt befand sich mein Freund bereits beim Zelteingang. Er schlüpfte hinein und ergriff sein Gewehr. Als er wie-

der hinaustrat, war kein Löwe mehr zu sehen. Das verwunderte ihn sehr, und er kroch um das Zelt herum. Auf der Rückseite war ein kleiner, offener Platz, und dort sah er seinen Löwen, wie er eifrig niedrige Sprünge übte.»

Großes Gelächter.

«Ich muss unbedingt nach Rhodesien», rief Mrs Blair. «Nach allem, was Sie uns erzählt haben, muss ich einfach hin! Wenn es nur nicht so weit wäre – fünf Tage im Zug!»

«Darf ich Sie einladen, in meinem Privatabteil mitzufahren?», fragte ich höflich.

«Oh, Sir Eustace, wie reizend von Ihnen! Meinen Sie das wirklich im Ernst?»

«Selbstverständlich!», erwiderte ich vorwurfsvoll.

«In einer Woche sind wir bereits in Südafrika», seufzte Mrs Blair.

«Ach, Südafrika», sagte ich gefühlvoll. «Was hat Südafrika der Welt gebracht? Seine Schafherden, sein Gold und seine Diamantenfelder…»

«Diamanten!», rief Mrs Blair verzückt.

«Diamanten!», seufzte jetzt auch Miss Beddingfeld.

Beide wandten sich an Colonel Race.

«Sie kennen doch sicher die Diamantenfelder von Kimberley?»

Ich fand keine Gelegenheit zu erwähnen, dass auch ich dort gewesen sei.

Race bewies eine genaue Kenntnis der Verhältnisse. Er schilderte die Wohnstätten der Eingeborenen, die Untersuchungen, wenn sie von der Arbeit kamen, die vielfachen Vorsichtsmaßnahmen.

«Dann ist es einem Arbeiter also praktisch unmöglich, einen Diamanten zu stehlen?», fragte Mrs Blair mit so deutlicher Enttäuschung, als ob sie einzig und allein zu diesem Zweck nach Afrika fahren würde.

«Nichts ist unmöglich, Mrs Blair. Es geschehen immer wieder Diebstähle. Ich erzählte Ihnen bereits von dem Kaffer, der einen Stein in seiner Wunde verbarg.»

«Das sind Einzelfälle. Aber im Großen und Ganzen?»

«In den letzten Jahren ist einmal ein größerer Diebstahl vorgekommen, kurz vor dem Krieg. Sie werden sich an den Fall erinnern, Pedler. Ich glaube, Sie waren damals auch in Afrika?»

Ich nickte.

«Bitte, erzählen Sie!», rief Miss Beddingfeld.

«Ich nehme an, die meisten von Ihnen haben schon von Sir Laurence Eardsley gehört, dem großen Minenmagnaten in Südafrika. Er besaß zwar nur Goldminen, wurde aber durch seinen Sohn in die Sache verwickelt. Sie erinnern sich vielleicht, dass kurz vor dem Krieg Gerüchte auftauchten über ein neues Kimberley irgendwo im Dschungel von Britisch-Guayana. Zwei junge Forscher, so erzählte man, seien aus diesem Teil Südamerikas zurückgekehrt und hätten eine ganze Sammlung von Rohdiamanten mitgebracht, von denen einige ein recht schönes Gewicht haben sollen. Die beiden jungen Männer, John Eardsley und sein Freund Lucas, behaupteten, ein Diamantenvorkommen von bedeutendem Ausmaß entdeckt zu haben. Sie kamen nach Kimberley, um ihre Schätze untersuchen zu lassen. Gleichzeitig aber entdeckte man, dass in den dortigen Minen ein riesiger Diebstahl begangen worden war.

Wenn Diamanten nach England verfrachtet werden, so geschieht das in versiegelten Paketen. Diese Pakete kommen in einen Safe mit zwei verschiedenen Schlüsseln. Zwei Männer erhalten je einen dieser Schlüssel, während ein Dritter allein die Kombination kennt. Der Safe wird der Bank ausgehändigt, und diese sorgt für die Verschiffung. Jedes Paket besitzt einen Wert von rund hunderttausend Pfund.

Diesmal nun fiel der Bank eine kleine Unregelmäßigkeit am Siegel eines solchen Pakets auf. Es wurde geöffnet – und enthielt nichts als Zuckerstückchen! Ich weiß nicht genau, wieso der Verdacht auf John Eardsley gelenkt wurde. Man erinnerte sich plötzlich daran, dass er in Cambridge etwas wild gelebt hatte und sein Vater mehr als einmal für seine Schulden aufkommen musste. Auf jeden Fall wurde behauptet, seine Erzählung von Diamantenfunden in Südamerika sei eine bloße Erfindung. Er wurde verhaftet, und in seinem Besitz fand sich ein Teil der gestohlenen Diamanten.

Der Fall kam nie vor Gericht. Sir Laurence Eardsley zahlte einen Betrag, der dem Wert der gestohlenen Steine gleichkam. Aber die Erkenntnis, dass sein Sohn ein Dieb war, brach ihm das Herz. Er erlitt kurz darauf einen Schlaganfall: Der junge John zog in den Krieg, kämpfte tapfer und fiel. Sir Laurence starb vor einem Monat an einem dritten Schlaganfall. Er hinterließ kein Testament, und so erbte sein ganzes riesiges Vermögen sein nächster Blutsverwandter, ein Mann, den er kaum gekannt hatte.»

Der Colonel hielt inne. Ein Durcheinander von Fragen und Ausrufen wurde laut. Miss Beddingfeld wandte sich auf ihrem Stuhl um, anscheinend hatte etwas ihre Aufmerksamkeit erregt. Auf ihren erschrockenen leisen Schrei hin drehte auch ich mich um. Mein neuer Sekretär Rayburn stand in der Tür. Er sah aus, als ob er einen Geist gesehen hätte. Races Erzählung hatte ihn allem Anschein nach sehr mitgenommen.

Plötzlich wurde er unserer Blicke gewahr; er machte auf dem Absatz kehrt und verschwand.

«Kennen Sie den Mann?», fragte Anne Beddingfeld.

«Das ist mein zweiter Sekretär», erläuterte ich. «Mr Rayburn. War bis jetzt unpässlich.»

Sie spielte mit dem Brot neben ihrem Teller.

«Ist er schon lange bei Ihnen?»

«Nein, nicht sehr lange», sagte ich vorsichtig.

Aber alle Vorsicht ist zwecklos, wenn eine Frau entschlossen ist, etwas zu erfahren.

«Wie lange?», forschte sie.

«Nun, ich… ich stellte ihn kurz vor unserer Abfahrt an. Ein alter Freund hat ihn empfohlen.»

Sie fragte nicht weiter, aber sie fiel in ein gedankenvolles Schweigen. Ich wandte mich an Race, aus dem Gefühl heraus, mein Interesse an seiner Erzählung bezeugen zu müssen.

«Wer ist eigentlich der nächste Blutsverwandte von Sir Laurence? Wissen Sie das zufällig?»

«Ich muss es wohl wissen», entgegnete er lächelnd, «denn ich bin es selbst.»

14

Annes Bericht

In der Nacht nach dem Kostümfest fand ich, dass es nun an der Zeit sei, einen zweiten Menschen ins Vertrauen zu ziehen. Bis jetzt hatten mir die Nachforschungen auf eigene Faust Vergnügen bereitet, doch plötzlich sah alles anders aus. Ich zweifelte an meinem eigenen Urteil, und zum ersten Mal überfiel mich ein Gefühl der Einsamkeit und Hilflosigkeit.

Ich begann zu überlegen. Zuerst dachte ich an Colonel Race. Er schien mich gern zu haben. Außerdem war er kein Narr. Dennoch zögerte ich. Er würde mir zweifellos die ganze Geschichte aus der Hand reißen. Und da gab es noch einen anderen Grund, den ich zwar nicht einmal mir selbst gegenüber zugeben wollte, aber… nein, ich konnte mich nicht an Colonel Race wenden.

Dann dachte ich an Mrs Blair. Auch sie war sehr freundlich zu mir, obgleich das wahrscheinlich nur eine Augenblickslaune war. Aber es lag an mir, ihr Interesse zu wecken. Sie war mir sehr sympathisch. Ja, ich war entschlossen, mich ihr anzuvertrauen – und zwar sofort.

Dann erinnerte ich mich, dass ich ihre Kabinennummer nicht kannte. Doch die Nachtstewardess könnte mir helfen.

Ich läutete, und nach einiger Zeit erschien ein Steward und gab mir die gewünschte Information.

«Wo ist denn die Stewardess?», fragte ich.

«Ihr Dienst geht um zehn Uhr zu Ende.»

«Nein, ich meine die Nachtstewardess.»

«Wir haben keine Nachtstewardessen, Miss.»

«Aber… aber vorige Nacht kam doch eine Stewardess zu mir, so um ein Uhr herum.»

«Sie haben sicher geträumt, Miss. Nach zehn Uhr gehen alle Stewardessen schlafen.»

Er zog sich zurück, und ich musste diesen Brocken erst mal verdauen. Wer war die Frau, die am Zweiundzwanzigsten nachts in meine Kabine gekommen war? Mir wurde etwas unbehaglich, als ich mir die Schlauheit und Dreistigkeit meines Widersachers vergegenwärtigte. Dann jedoch nahm ich mich zusammen und ging auf die Suche nach Mrs Blairs Kabine. Sie hatte die Nummer einundsiebzig.

«Wer ist da?», fragte sie auf mein Klopfen.

«Ich bin es, Anne Beddingfeld.»

«Kommen Sie herein, Zigeunerin.»

Kleider und Wäschestücke lagen verstreut herum, und Mrs Blair trug den entzückendsten Kimono, den man sich vorstellen kann, ganz in Orange und Gold und Schwarz gestickt.

«Mrs Blair», sagte ich ohne jede Einleitung, «ich möchte Ihnen meine Lebensgeschichte erzählen, wenn Sie nicht zu müde sind.»

«Ich bin es gewohnt, spät zu Bett zu gehen», erwiderte Mrs Blair lächelnd und zeigte ihre Grübchen. «Und ich freue mich, Ihre Geschichte zu hören. Setzen Sie sich, und fangen Sie an.»

Ich erzählte ihr alles und bemühte mich, keine Einzelheit zu übergehen. Am Schluss seufzte sie tief auf. «Es ist die aufregendste Geschichte, die mir je zu Ohren gekommen ist. Aber als Erstes hören Sie jetzt endlich auf, mich Mrs Blair zu nennen. Ich heiße Suzanne. Einverstanden?»

«Mit dem größten Vergnügen – Suzanne!»

«Und nun zur Sache. In diesem Sekretär von Sir Eustace – nicht in Pagett, sondern dem andern, der gestern Nacht auftauchte – erkannten Sie also den Mann, der Sie um Hilfe bat?» Ich nickte nur.

«Das verwickelt also Sir Eustace zum zweitenmal in dieses Durcheinander. Diese Ausländerin wird in *seinem* Haus ermordet, und es ist *sein* Sekretär, der einen Dolchstich erhält. Ich verdächtige Sir Eustace natürlich nicht, aber das kann kein Zufall sein. Irgendein Zusammenhang muss bestehen, wenn wir ihn auch noch nicht erkennen können. Und dann diese Geschichte mit der Nachtstewardess», schloss sie gedankenvoll. «Wie sah sie denn aus?»

«Ich habe sie kaum beachtet. Ich war ja so aufgeregt und gespannt, und ihr Erscheinen bedeutete eine solche Enttäuschung! Aber… doch, ich glaube, ihr Gesicht kam mir irgendwie bekannt vor. Nur weiß ich nicht, wo ich sie gesehen haben könnte.»

«Es war aber bestimmt eine Frau, nicht etwa ein verkleideter Mann?»

«Sie schien recht groß für eine Frau», gab ich zu.

«Hm; wohl kaum Sir Eustace, und auch nicht Pagett… halt!»

Sie nahm ein Stück Papier und einen Bleistift zur Hand und begann fieberhaft zu zeichnen. Dann begutachtete sie ihre Arbeit. «Die Ähnlichkeit mit Reverend Edward Chichester ist gut getroffen. Nun alles Drum und Dran – so!» Sie reichte mir das Blatt. «Ist das Ihre Stewardess?»

«Ganz genau!», rief ich begeistert. «Suzanne, wie klug von Ihnen!»

Sie wies das Kompliment mit einer Handbewegung ab.

«Dieser Chichester hat schon lange mein Misstrauen erweckt. Erinnern Sie sich, wie er käsebleich wurde und

seine Tasse fallen ließ, als wir kürzlich den Namen Crippen erwähnten?»

«Und er wollte unbedingt Kabine siebzehn haben!»

«Ja, soweit passt alles ganz gut zusammen. Aber was *bedeutet* es? Was sollte um ein Uhr nachts in Ihrer Kabine geschehen? Ob der Sekretär auf dem Weg zu einer Verabredung war, die der Täter verhindern wollte? Doch mit wem? Möglicherweise mit Chichester oder Pagett.»

«Das halte ich für unwahrscheinlich», wandte ich ein. «Pagett kann er jederzeit sehen und sprechen.»

Ein paar Minuten saßen wir schweigend da, dann nahm Suzanne eine neue Fährte auf.

«Wäre es möglich, dass in Ihrer Kabine etwas versteckt ist?»

«Nicht ausgeschlossen», antwortete ich. «Das würde erklären, warum am nächsten Morgen alle meine Sachen durchsucht wurden. Aber ich kann mir nicht vorstellen, um was es sich dabei handeln sollte.»

«Vielleicht um Ihren kostbaren Zettel?»

Ich schüttelte zweifelnd den Kopf. «Wozu? Es steht nur ein Datum darauf – und das war bereits überholt.»

«Stimmt», sagte Suzanne nickend. «Haben Sie den Zettel übrigens hier? Ich möchte ihn gerne sehen.»

Natürlich hatte ich ihn als Beweismaterial Nummer eins mitgenommen und gab ihn Suzanne, die ihn stirnrunzelnd prüfte. «Nach der Zahl 17 steht ein Punkt; warum nicht auch nach der 1?»

«Dort ist ein Zwischenraum.»

«Ja, aber…»

Plötzlich stand sie auf und hielt das Papier ganz nahe ans Licht. Mit unterdrückter Erregung rief sie: «Anne, das ist gar kein Punkt! Das ist ein Fehler im Papier, sehen Sie?

Der Punkt hat also gar keine Bedeutung, und wir müssen nur die Zwischenräume beachten!»

Ich hatte mich neben Suzanne gestellt und las die Ziffern nun in ihrer neuen Bedeutung: 1 71 22.

«Dieselben Ziffern – und doch eine ganz andere Lösung», sagte Suzanne. «1 bleibt ein Uhr und 22 das Datum; aber die Kabine ist nicht mehr 17, sondern 71. Anne, einundsiebzig! *Meine* Kabine!»

Wir starrten einander an, so begeistert über unsere Erkenntnis, als ob wir damit bereits den ganzen Fall gelöst hätten. Doch endlich fand ich mich wieder auf den Boden der Wirklichkeit zurückversetzt.

«Aber Suzanne – in Ihrer Kabine ist am Zweiundzwanzigsten gar nichts geschehen!»

Auch ihr Gesicht zeigte deutliche Enttäuschung. «Das ist richtig», murmelte sie.

Mir kam ein neuer Gedanke. «Hatten Sie nicht zu Beginn der Reise eine andere Kabine?»

«Ja. Der Zahlmeister hat mir diese erst später überlassen, weil sie wider Erwarten nicht besetzt wurde.»

«Wir müssen versuchen herauszufinden, für wen sie ursprünglich gebucht wurde.»

«Das ist nicht nötig, ich weiß!», rief Suzanne. «Der Zahlmeister hat es mir erzählt. Die Kabine war vorgesehen für eine Mrs Grey; aber das soll nur ein Deckname für die berühmte Nadina gewesen sein. Sie haben den Namen sicher schon gehört: Madame Nadina, die große russische Tänzerin. In London ist sie nie aufgetreten, aber ganz Paris lag ihr zu Füßen. Während des Kriegs hat sie dort unerhörte Triumphe gefeiert. Sie soll ein richtiges Biest sein, aber äußerst fesselnd. Der Zahlmeister war sehr enttäuscht, dass sie nicht an Bord kam, und später hat mir Colonel Race allerhand von ihr erzählt. In Paris waren böse Gerüchte über sie im Umlauf; man hatte sie

der Spionage verdächtigt, konnte aber nichts beweisen. Ich vermute, dass Colonel Race damals wegen dieser Sache nach Paris beordert wurde. Jedenfalls wusste er interessante Dinge darüber. Es soll eine regelrecht organisierte Bande gewesen sein, und man nahm an, dass der Anführer ein Engländer war. Man nannte ihn allgemein den ‹Colonel›, doch es gelang nie, seine Identität festzustellen. Er muss der Kopf einer größeren Organisation von internationalen Verbrechern gewesen sein. Räubereien, Spionage, Gewalttaten – all das haben seine Leute begangen. Und wenn nötig, wurde ein unschuldiger Sündenbock vorgeschoben, der dafür einstehen musste. Ein teuflisch schlauer Kerl, dieser ‹Colonel›! Man glaubte, Madame Nadina sei eine seiner Agentinnen gewesen, doch es ließ sich nicht das Geringste nachweisen. Anne, wir sind auf der richtigen Spur! Nadina passt ganz gut in diese Geschichte. *Sie* sollte diese Verabredung am Zweiundzwanzigsten einhalten. Aber warum ist sie denn nicht an Bord gekommen?»

Die plötzliche Erleuchtung durchfuhr mich wie ein Blitz. «Sie konnte nicht kommen», sagte ich langsam.

«Weshalb nicht?»

«Weil sie tot war! Nadina ist die Frau, die in Marlow ermordet wurde!»

Meine Gedanken kehrten in das Haus zur Mühle zurück; wieder überkam mich das Gefühl der Angst und der Bedrohung, das mir das leere Haus damals eingeflößt hatte. Ich sah meinen Bleistift über den Boden kullern, erlebte nochmals die Entdeckung der Filmrolle. Ein Film! Wo hatte ich doch kürzlich wieder etwas von einem Film gehört? Wieso verband sich dieser Gedanke mit Mrs Blair?

Plötzlich stürzte ich auf sie zu und schüttelte sie: «Ihr Film! Der Film, den man Ihnen neulich nachts durch den

Ventilator zuwarf – war das nicht am Zweiundzwanzigsten?»

«Der Film, den ich verloren hatte?»

«Woher wollen Sie wissen, dass es derselbe ist? Warum kam er auf so merkwürdige Weise zurück – mitten in der Nacht? Vielleicht enthält er eine Botschaft! Wo haben sie ihn?»

«Ich habe ihn einfach in das Gepäcknetz neben der Koje gelegt. Hier ist er.»

Ich nahm ihn mit zitternden Händen – und im selben Moment wusste ich, dass meine Vermutung richtig war. Er war bedeutend schwerer, als er hätte sein sollen. Kaum konnten meine bebenden Finger den Klebestreifen lösen. Ich schraubte den Deckel ab – und ein Strom von trüben Kieseln ergoss sich über das Bett.

«Steine», sagte ich enttäuscht.

«Steine?», rief Suzanne aufgeregt. «Nein, Anne, das sind keine Steine, sondern Diamanten!»

15

Diamanten! Ich starrte geblendet auf das glitzernde Häufchen. «Sind Sie auch sicher, Suzanne?»

«Ganz sicher, meine Liebe. Ich habe oft genug Rohdiamanten gesehen. Sie sind übrigens prachtvoll, und einige davon scheinen mir absolut einzigartig zu sein. Dahinter steckt bestimmt eine Geschichte.»

«Die Geschichte, die wir heute Abend hörten!», rief ich.

«Sie meinen…»

«Ja, das, was uns Colonel Race erzählte. Es kann kein bloßer Zufall sein, er hat etwas Bestimmtes damit bezweckt.»

«Sie meinen, er wollte die Wirkung beobachten?»

Ich nickte.

«Die Wirkung auf Sir Eustace?»

Während ich zustimmte, befiel mich bereits ein leichter Zweifel. War es wirklich Sir Eustace, der geprüft werden sollte? Galt die Erzählung nicht vielleicht mir selbst? Bereits früher einmal, bei unserem Gespräch über Archäologie, hatte ich ja das Gefühl gehabt, Colonel Race versuche mich auszuhorchen. Aus irgendeinem Grund verdächtigte er mich. Doch was hatte Colonel Race mit meinem Problem zu tun?

«Suzanne, wer *ist* Colonel Race?»

«Das ist eine schwierige Frage», entgegnete sie. «Er ist recht bekannt als Großwildjäger; und heute Abend haben Sie selbst gehört, dass er ein Verwandter von Sir Laurence Eardsley ist. Ich habe ihn erst auf dieser Reise kennen

gelernt. Er fährt oft zwischen England und Afrika hin und her, und man ist allgemein der Meinung, er gehöre zum Geheimdienst. Ich weiß aber nicht, ob das stimmt. Jedenfalls ist er eine recht geheimnisvolle Persönlichkeit.»

«Durch die Erbschaft von Sir Eardsley ist er wohl sehr reich geworden?»

«Liebe Anne, er kann sich im Gold wälzen! Das wäre eine Partie für Sie.»

«Mich interessiert aber Colonel Race nicht als Heiratskandidat», sagte ich fest. «Ich möchte nur wissen, was er in meiner Geschichte für eine Rolle spielt.»

«Sie glauben also nicht, dass es sich nur um einen Zufall handelt?»

«Ganz bestimmt nicht. Er hat uns alle sehr aufmerksam beobachtet, als er sagte, *ein Teil* der gestohlenen Diamanten sei bei John Eardsley gefunden worden – ein Teil nur, nicht alle. Vielleicht sind das hier die anderen. Oder…»

«Oder was?»

Ich gab keine direkte Antwort.

«Was ist wohl aus dem zweiten jungen Mann geworden?», fragte ich nachdenklich. «Wie war doch sein Name? – Lucas!»

«Jedenfalls haben wir bereits einiges Licht in die Angelegenheit gebracht: Es sind diese Diamanten, hinter denen man her ist, das ist klar. Und sie sind auch der Grund, warum der Mann im braunen Anzug› die Tänzerin Nadina umgebracht hat.»

«Er hat sie nicht ermordet!», sagte ich scharf.

«Natürlich muss er es gewesen sein! Wer denn sonst?»

«Das weiß ich noch nicht. Aber ich bin fest davon überzeugt, dass er es nicht war.»

«Bedenken Sie doch: Er ging drei Minuten nach ihr ins Haus, und dann kam er kreidebleich zurück.»

«Weil er sie tot aufgefunden hat.»

«Kein Mensch außer ihm war dort.»

«Entweder war der Mörder bereits im Haus, oder er gelangte auf einem anderen Weg hinein. Er musste ja nicht unbedingt am Pförtnerhaus vorbei; er konnte auch über den Zaun klettern.»

Suzanne warf mir einen erstaunten Blick zu. «Wer war dieser ‹Mann im braunen Anzug› in Wirklichkeit?», grübelte sie. «Auf jeden Fall ist er identisch mit dem vermeintlichen Arzt an der U-Bahn-Station. Er hat genügend Zeit gehabt, seine Verkleidung abzulegen und der Frau nach Marlow zu folgen. Diese Frau und Carton, Ihr ‹Mottenpulver-Mann›, haben alle möglichen Vorsichtsmaßregeln ergriffen, um sich unbeobachtet in Marlow zu treffen. Sie müssen also Angst vor einer Verfolgung gehabt haben. Und Carton hat den Verfolger erkannt und ist darüber so erschrocken, dass er rückwärts auf die Schienen stolperte. Soweit scheint es doch klar, Anne?»

Ich gab keine Antwort.

«Dann fand er als ‹Arzt› bei dem Toten diesen Zettel, aber bei seiner Flucht verlor er ihn wieder. Er folgte der Frau nach Marlow, doch was unternahm er danach? Nachdem er sie umgebracht oder, nach Ihrer Ansicht, tot aufgefunden hatte? Er hat sich doch nicht in Luft aufgelöst!»

Ich schwieg noch immer.

«Könnte es wohl möglich sein», überlegte Suzanne laut weiter, «dass er sich auf irgendeine Weise bei Sir Eustace Pedler als zweiter Sekretär eingeschmuggelt hat? Das wäre natürlich eine einmalige Gelegenheit für ihn, ungeschoren aus England hinauszukommen. Aber auf welche Weise hat er Sir Eustace bestochen? Er sieht ganz danach aus, als ob er ihn irgendwie in der Hand hätte.»

«Ihn oder Pagett?», sagte ich gegen meinen Willen.

«Sie mögen Pagett nicht, Anne. Sir Eustace behauptet aber, dass er ein sehr tüchtiger und fleißiger Mensch sei. Und wir wissen wirklich nichts Nachteiliges über ihn. Doch weiter mit meiner Vermutung, dass Rayburn, der zweite Sekretär, der ‹Mann im braunen Anzug› ist. Er hatte den Zettel bereits gelesen, als er ihn fallen ließ, und genau wie Sie ist er durch den Fleck im Papier getäuscht worden. Er suchte also am Zweiundzwanzigsten um ein Uhr nachts in Kabine 17 einzudringen, nachdem es ihm nicht geglückt war, sie sich schon vorher – durch Pagett – zu sichern. Auf dem Weg dorthin erhält er einen Dolchstich…»

«Von wem?», warf ich ein.

«Von Chichester. Ja, das fügt sich alles ineinander. Schicken Sie ein Kabel an Lord Nasby, Anne, dass Sie den ‹Mann im braunen Anzug› entdeckt haben, und Ihr Glück ist gemacht.»

«Sie haben Verschiedenes übersehen, Suzanne.»

«Was denn? Rayburn hat eine Narbe, ich weiß. Aber eine solche Narbe kann auch geschminkt sein. Er besitzt die richtige Größe und Figur. Wie war doch gleich der Ausdruck für seine Kopfform?»

Suzanne war eine gebildete und belesene Frau, aber ich betete, dass sie in den technischen Ausdrücken der Anthropologie nicht bewandert sei.

«Dolichozephal», sagte ich leichthin.

Suzanne blickte mich zweifelnd an. «Sagten Sie wirklich so?»

«Ja. Es bedeutet langköpfig – ein Schädel, dessen Breite höchstens drei Viertel seiner Länge beträgt», erklärte ich geläufig.

«Und wie heißt das Gegenteil? Wie heißt ein Schädel, dessen Breite mehr als drei Viertel seiner Länge beträgt?»

«Brachyzephal», murmelte ich widerwillig.

«Das ist's!», rief Suzanne. «Ich wusste doch, dass Sie zuerst etwas anderes sagten.»

«Tatsächlich? Oh, das war nur ein Versehen von mir», erwiderte ich so überzeugend wie möglich.

Suzanne betrachtete mich forschend, dann lachte sie hell auf. «Sie lügen recht ordentlich, Zigeunerin. Aber es würde uns viel Zeit und Mühe ersparen, wenn Sie jetzt die Wahrheit erzählen würden.»

«Es gibt nichts zu erzählen», sagte ich unwillig.

«Tatsächlich?», fragte Suzanne sanft.

«Nun ja, ich werde es Ihnen wohl gestehen müssen», seufzte ich. «Ich schäme mich auch gar nicht – man kann sich nicht einer Sache schämen, die einem einfach widerfährt. Er war ekelhaft zu mir, aber ich habe ihn verstanden, er war verbittert und verzweifelt. Ich weiß nicht, wie es geschah, aber ich liebe ihn. Die Begegnung mit ihm hat mein ganzes Leben umgekrempelt. Ich könnte sterben für ihn. So, jetzt wissen Sie es!»

Suzanne sah mich lange schweigend an. «Also kein Kabel an Lord Nasby?», sagte sie dann.

16

Am nächsten Morgen bot sich mir eine Gelegenheit, mit Colonel Race zu sprechen. Wir lehnten an der Reling. Das Meer schimmerte in allen Farben.

«Sie haben uns gestern Abend eine sehr interessante Geschichte erzählt», brach ich das Schweigen. «Was ist übrigens aus dem anderen jungen Mann geworden?»

«Aus Lucas? Nun, man konnte natürlich nicht den einen laufen lassen und den anderen einsperren. Er ging daher auch straffrei aus.»

«Weiß man, was weiter mit ihm geschah?»

Colonel Race starrte auf das glitzernde Meer. Sein Gesicht war wie eine Maske, und ich hatte das Gefühl, meine Frage behagte ihm gar nicht.

«Er zog ebenfalls in den Krieg und hat verschiedene Auszeichnungen erhalten. Doch dann wurde er als vermisst gemeldet, offenbar gefallen.»

Das genügte mir; ich fragte nicht weiter. Aber Colonel Race erschien mir immer rätselhafter.

Ich unternahm einen Vorstoß beim Nachtsteward; eine Ermunterung in Form eines Trinkgelds brachte ihn zum Sprechen.

Auf der letzten Fahrt von Kapstadt nach England hatte ihm ein Passagier einen Film gegeben mit dem Auftrag, ihn bei der Rückfahrt am zweiundzwanzigsten Januar Punkt ein Uhr nachts in die Kabine einundsiebzig zu werfen. Der Passagier hatte ihm gesagt, eine Dame werde in dieser Kabine sein, und es handle sich um eine Wette. Ich

vermutete, dass der Steward für seine Mitarbeit gut bezahlt worden war. Der Name der Dame war ihm nicht genannt worden, doch der betreffende Passagier hatte Carton geheißen, und seine Beschreibung deckte sich genau mit der des Verunglückten an der U-Bahn-Station.

Dieses Geheimnis war also gelüftet; die Diamanten bildeten offenbar den Schlüssel zu der ganzen Angelegenheit.

Die letzten zwei Tage auf der *Kilmorden* verflogen im Nu. Als wir uns Kapstadt näherten, sah ich mich gezwungen, meine nächsten Pläne genau zu überlegen. Es gab so viele Menschen, die ich nicht aus den Augen lassen durfte. Mr Chichester, Sir Eustace und seinen Sekretär und – ja, auch Colonel Race! Wie sollte ich das nur anstellen? Diesem Chichester musste natürlich meine spezielle Aufmerksamkeit gelten. Ich war schon halb entschlossen, Sir Eustace und Pagett von jedem Verdacht freizusprechen, als mich eine Unterhaltung mit Pagett von neuem stutzig machte.

«Ich möchte so gern einmal nach Florenz», sagte ich. «Es muss wundervoll sein. Hat es Ihnen dort gut gefallen?»

«O ja, Miss Beddingfeld. Aber Sie werden mich jetzt gewiss entschuldigen, ich habe dringende Briefe für Sir Eustace zu…»

Ich hielt ihn am Ärmel fest. «Ach, laufen Sie doch nicht fort!», rief ich. «Nie wollen Sie etwas über Florenz erzählen!»

Ich sah deutlich, wie er zusammenzuckte.

«Keineswegs, Miss Beddingfeld, keineswegs», versicherte er ernsthaft. «Ich würde sehr gern mit Ihnen über Florenz plaudern, aber ich muss unbedingt ein paar wichtige Kabel…»

«Oh, Mr Pagett, was für eine faule Ausrede! Ich werde es Sir Eustace erzählen.»

Er erschrak sichtlich, seine Nerven mussten am Zerreißen sein.

«Was möchten Sie denn wissen?», fragte er im Tonfall eines resignierten Märtyrers. Sein merkwürdiges Verhalten brachte mich auf eine Idee.

«Herrliches Florenz!», sagte ich schwärmerisch. «Wie romantisch es am Ufer des Arno liegt! Und der Duomo ist auch so ein schöner Fluss, nicht wahr? Waren Sie auch am Duomo?»

«Natürlich… natürlich.»

«Ist er nicht noch malerischer als der Arno?»

«Doch, gewiss… das finde ich auch.»

Hilflos war er in die plumpe Falle gegangen. Wer den Dom von Florenz für einen Fluss hält, war bestimmt noch niemals dort gewesen.

Aber wo hatte er dann, während sein Herr ihn in Italien wähnte, gesteckt? In England? Konnte er zur Zeit des Mordes in Marlow gewesen sein? Ich entschloss mich zu einem verwegenen Schritt.

«Es ist merkwürdig, ich habe immer das Gefühl, Sie schon einmal gesehen zu haben; aber da Sie damals gerade in Florenz waren…»

«Wo… wo soll das gewesen sein?» Pagett fuhr sich mit der Zunge über seine trockenen Lippen.

«In Marlow. Kennen Sie es vielleicht? Aber natürlich, Sir Eustace hat ja dort ein Haus!»

Mit einer undeutlich gemurmelten Entschuldigung erhob sich Pagett und eilte davon.

In der Nacht schlich ich wieder ganz aufgeregt in Suzannes Kabine.

«Du siehst also», schloss ich meine Erzählung – inzwischen duzten wir uns –, «er muss zur Zeit des Mordes in England gewesen sein, und ich bin sicher, er war im Haus zur Mühle. Glaubst du immer noch, dass der ‹Mann im braunen Anzug› schuldig ist?».

«Ich weiß nur eines mit Bestimmtheit», sagte Suzanne und kniff die Augen zusammen, «nämlich dass dein Mann im braunen Anzug› viel besser aussieht als der arme Pagett! – Aber im Ernst, mir scheint, du hast eine sehr wichtige Entdeckung gemacht. Bisher glaubten wir, dass Pagett ein sicheres Alibi besitze. Und jetzt stellt sich heraus, dass das keineswegs der Fall ist.»

«Das eben wollte ich beweisen. Wir dürfen ihn unter keinen Umständen aus den Augen verlieren.»

«Weder ihn noch die anderen», sagte Suzanne.

Anschließend stritten wir eine Weile, weil Suzanne darauf bestand, mich als ihren Gast ins Hotel Mount Nelson mitzunehmen. Schließlich gab ich nach, wenn auch nicht ganz glücklich, denn ich hätte meinen «Fall», lieber auf eigene Faust durchgefochten.

«Das wäre also erledigt», seufzte Suzanne und streckte sich erleichtert. «Nun zu unseren Opfern! Mr Chichester fährt weiter nach Durban. Sir Eustace steigt zuerst im Hotel Mount Nelson in Kapstadt ab und fährt dann nach Rhodesien. Er verfügt im Zug über ein Privatabteil, und ein paar Gläser Champagner haben ihn auf dem Ball dazu verleitet, mich einzuladen. Natürlich hat er es nicht ernst gemeint, aber wenn ich darauf beharre, kann er sich wohl nicht gut drücken.»

«Schön, du wirst also auf Sir Eustace und auf Pagett aufpassen, und ich kümmere mich um Chichester. Was aber geschieht mit Colonel Race?»

Suzanne warf mir einen sonderbaren Blick zu. «Anne, du kannst doch nicht ernstlich *ihn* verdächtigen…»

«Doch. Ich verdächtige jeden. Und ich bin gerade in der Stimmung, nach der unwahrscheinlichsten Person Ausschau zu halten.»

«Colonel Race will ebenfalls nach Rhodesien», meinte Suzanne nachdenklich. «Vielleicht könnte man Sir Eustace dazu überreden, seine Einladung auch auf ihn auszudehnen?»

«Das schaffst du doch mit Leichtigkeit.»

Suzanne lachte, und wir trennten uns, nachdem sie mir versprochen hatte, ihre ganze Verführungskunst auszuspielen.

Ich war viel zu aufgeregt, um schlafen zu gehen. Es war meine letzte Nacht an Bord; morgen früh sollten wir die Tafelbucht anlaufen.

Ich kletterte zum oberen Deck, wo eine frische, kühle Brise ging. Es war bereits nach Mitternacht, das Deck war einsam und verlassen.

Ich lehnte an der Reling und starrte in die Nacht hinaus. Dort drüben lag Afrika; näher und näher kamen wir der Küste. Die Welt war wundervoll! Ein seltsamer Friede hüllte mich ein; ich verlor mich in Träumen.

Plötzlich weckte mich das Gefühl einer nahenden schrecklichen Gefahr. Ich hatte nichts gehört, doch mit klopfendem Herzen fuhr ich herum. Ein Schatten hatte sich hinter mich geschlichen. Als ich mich umdrehte, sprang er mich an. Eine Hand fasste nach meiner Kehle, so dass ich nicht schreien konnte. Ich kämpfte verzweifelt, aber ich fühlte, dass ich unterliegen würde. Als meine Kräfte erlahmten, spürte der Angreifer seinen Vorteil und riss mich hoch. Doch im selben Augenblick eilte auf leisen Sohlen ein zweiter Schatten herbei. Mit einem einzigen Faustschlag streckte er den anderen zu Boden. Erlöst fiel ich gegen die Reling, schwach und zitternd. Mein Retter wandte sich mir zu. «Sie sind verletzt!»

Etwas Seltsames lag in seinem Ton – eine Drohung gegen den Mann, der es gewagt hatte, mir weh zu tun. Doch noch ehe er sprach, hatte ich ihn erkannt. Es war der Sekretär mit der Narbe.

Der kurze Moment seiner Unaufmerksamkeit hatte dem Angreifer genügt. Schnell wie der Blitz war er aufgesprungen und raste das Deck hinunter. Mit einem Fluch rannte Rayburn ihm nach.

Wir liefen rund ums Deck zur Steuerbordseite. Dort, an der Tür zum Salon, lag eine zusammengesunkene Gestalt. Rayburn beugte sich über sie.

«Haben Sie ihm nochmals einen Schlag versetzt?», fragte ich atemlos.

«War nicht nötig», knurrte er. «Er lag ohnmächtig da – oder er spielt uns Theater vor. Das werden wir gleich haben.»

Rayburn strich ein Zündholz an, und beide zugleich stießen wir einen Ausruf der Verblüffung aus. Der Mann war Guy Pagett.

Rayburn verwirrte diese Entdeckung offenbar.

«Pagett», murmelte er. «Guter Gott, Pagett!»

«Sie scheinen sehr erstaunt zu sein», sagte ich.

Er blickte mich misstrauisch an. «Natürlich. Sie etwa nicht? Was haben Sie überhaupt mit dieser Sache zu tun? Was wissen Sie davon?»

«Ich weiß recht viel. Mr – Lucas!»

Er packte mich am Arm, und die Kraft seines Griffs ließ mich zusammenzucken.

«Woher kennen Sie diesen Namen?», stieß er hervor.

«Heißen Sie denn nicht so?», fragte ich sanft. «Oder soll ich Sie lieber ‹den Mann im braunen Anzug› nennen?»

Das traf ihn wie ein Schlag. Er ließ meinen Arm los und taumelte zurück.

«Sind Sie eine Frau oder eine Hexe?», stöhnte er.

«Ich bin ein guter Freund», sagte ich leise und trat ganz nahe an ihn heran. «Einmal habe ich Ihnen bereits meine Hilfe angeboten – ich tue es nochmals. Wollen Sie sie annehmen?»

Die Heftigkeit seiner Antwort ließ mich zurückschrecken. «Nein! Ich will weder mit Ihnen noch mit irgendeiner anderen Frau etwas zu tun haben.»

Jetzt wurde ich wütend. «Sie vergessen offenbar, dass ich Sie in der Hand habe. Ein Wort von mir zum Kapitän…»

Mit einem raschen Schritt trat er auf mich zu und legte seine Hände um meine Kehle.

«So sagen Sie es doch. Bedenken Sie aber, wie sehr *ich Sie* im Augenblick in der Hand habe!» Dann ließ er mich mit einem kurzen Lachen los. «Wie heißen Sie?», fragte er unerwartet.

«Anne Beddingfeld.»

«Haben Sie nie Angst, Anne Beddingfeld?»

«O doch», sagte ich so kühl wie möglich. «Ich habe Angst vor Wespen, jungen Männern und Kakerlaken.»

Wieder lachte er kurz auf. Dann stieß er den bewusstlosen Pagett mit dem Fuß an.

«Was sollen wir mit diesem Bündel machen? Ober Bord werfen?», fragte er leichthin.

«Wenn es Ihnen Vergnügen bereitet…», antwortete ich im selben Tonfall.

«Ich bewundere Ihre blutdürstigen Instinkte, Anne Beddingfeld. Doch wir überlassen ihn besser sich selbst; er ist nicht ernsthaft verwundet.»

«Ich sehe, Sie scheuen einen zweiten Mord», sagte ich.

«Einen zweiten Mord?» Er sah ehrlich überrascht aus.

«Denken Sie an die Frau in Marlow», erinnerte ich ihn und beobachtete genau die Wirkung meiner Worte.

Ein brütender Ausdruck überzog sein Gesicht. Er schien meine Gegenwart vergessen zu haben.

«Ich hätte sie umbringen können», sagte er leise. «Manchmal glaube ich wirklich, dass ich sie töten wollte…»

Hass auf die Tote kam in mir hoch. In diesem Moment hätte ich sie ermorden können. Er musste sie einmal geliebt haben – es konnte gar nicht anders sein!

«Auf Wiedersehen, Mr Lucas!»

Wieder zuckte er bei dem Namen zusammen.

«Weshalb sagten Sie ‹auf Wiedersehen›?»

«Weil ich das Gefühl habe, dass wir uns noch öfter begegnen werden.»

«Nicht, wenn ich es vermeiden kann!»

Seine Worte klangen grob, aber ich lächelte nur und trat in die Dunkelheit.

17

Aus dem Tagebuch von Sir Eustace Pedler

Hotel Mount Nelson, Kapstadt

Es bedeutet eine wahre Erlösung für mich, die *Kilmorden* verlassen zu können. Ständig hatte ich dort das Gefühl, von einem ganzen Netzwerk von Intrigen umgeben zu sein. Und um allem die Krone aufzusetzen, muss Guy sich in der letzten Nacht noch in eine Schlägerei mit Trunkenbolden einlassen. Jedenfalls sieht es so aus, obgleich er es natürlich abstreitet. Er läuft mit einer Beule herum, so groß wie ein Hühnerei, und einem Auge, das in allen Regenbogenfarben schillert.

Er tat sehr geheimnisvoll und behauptete, sich diese Verletzungen in meinem Dienste zugezogen zu haben. Er sprach von «einem Mann, der sich sehr verdächtig aufgeführt» habe. Was für ein Unsinn!

«Wie ein Dieb schlich er herum, Sir, und das mitten in der Nacht!»

«Was hatten *Sie* denn draußen zu suchen? Warum lagen Sie nicht im Bett?», fragte ich gereizt.

«Ich habe Ihre Depeschen in Geheimschrift übertragen und Ihr Tagebuch abgetippt. Dann wollte ich noch etwas frische Luft schnappen. Der Mann schlich über den Gang, aus der Richtung Ihrer Kabine kommend, Sir. Ich sah sofort, dass etwas nicht stimmte, und folgte ihm.»

«Mein guter Pagett, warum sollte der Mann nicht an Deck gehen, wenn er nicht schlafen konnte? Kein Wun-

der, dass er Sie niederschlug, wenn Sie den armen Teufel belästigt haben.»

Aber Pagett behauptete steif und fest, dass der Unbekannte um meine Kabine herumgeschlichen sei oder aber sich mit Colonel Race habe treffen wollen. Auf diesem Gang waren nur unsere beiden Kabinen belegt. Schließlich gestand er zögernd, der Überzeugung zu sein, dass sein Angreifer Rayburn gewesen war.

Die ganze Sache ist in der Tat seltsam. Es stimmt, dass wir Rayburn seit unserer Ankunft in Kapstadt nicht mehr zu Gesicht bekommen haben. Im Hotel ist er nicht aufgetaucht. Aber ich werde niemals glauben, dass er vor Pagett ausgerückt ist. Für mich ist das alles sehr ärgerlich. Da habe ich nun zwei Sekretäre, doch der eine hat sich verflüchtigt, und der andere sieht aus wie ein geschlagener Preisboxer. Ich kann mich unmöglich mit Pagett zeigen, sonst werde ich die Zielscheibe des Spotts für ganz Kapstadt. Heute Nachmittag habe ich eine Verabredung, um das *billet doux* des alten Milray abzuliefern, aber ich kann Pagett in seinem jetzigen Zustand nicht mitnehmen. Der Teufel hole den Burschen und seine Schnüffelei.

Ich bin überhaupt schlechter Laune. Das Frühstück war widerlich, die Gesellschaft ebenso; die dicke Kellnerin ließ mich eine halbe Stunde auf meinen Fisch warten, und dann war dieser kaum genießbar.

Später am Tag

Etwas sehr Ernsthaftes hat sich zugetragen. Ich bin zu meiner Verabredung gegangen und habe den versiegelten Brief ausgehändigt. Von außen sah der Umschlag ganz unversehrt aus – innen aber lag ein leeres Blatt Papier!

Das bringt mich natürlich in eine scheußliche Lage. Der Teufel muss mich geritten haben, dass ich mich überhaupt auf diese Sache einließ.

Pagett macht mich verrückt mit seinen trostreichen Sprüchen. Dabei zeigt er eine gewisse düstere Befriedigung, die ausdrücken will: Sehen Sie, ich habe es ja immer gesagt!

«Es wäre doch denkbar, Sir Eustace, dass Rayburn damals einen Teil Ihres Gesprächs mit Mr Milray gehört hat. Und vergessen Sie nicht, er hat Ihnen nichts Schriftliches vorgewiesen, Sie haben einfach seinen Behauptungen geglaubt.»

«Demnach halten Sie also Rayburn für einen Schwindler?», fragte ich langsam.

Pagett war überzeugt davon. Ich hätte es vorgezogen, die Angelegenheit nicht weiter zu verfolgen, doch er unternahm natürlich alle möglichen Maßnahmen, um Beweismaterial gegen Rayburn in die Hände zu bekommen. Er raste zur Polizei, er schickte unzählige Telegramme in die Welt hinaus und mobilisierte eine ganze Armee englischer und holländischer Beamter.

Die Antwort von Milray traf heute Abend ein. Er wusste gar nichts von meinem verschwundenen Sekretär!

Noch später

Pagett ist in seinem Element und sprüht wahre Geistesblitze. Jetzt ist ihm eingefallen, dass Rayburn der gesuchte «Mann im braunen Anzug» sein muss. Wahrscheinlich hat er damit Recht – wie immer. Die ganze Sache ist äußerst peinlich für mich. Je rascher ich nach Rhodesien komme, desto besser. Ich habe Pagett bereits auseinander gesetzt, dass ich ohne ihn fahren werde.

«Sehen Sie, mein Lieber», habe ich ihm erklärt, «es ist wichtig, dass Sie hier an Ort und Stelle bleiben. Wahrscheinlich wird man diesen Rayburn bald fassen, und dann müssen Sie ihn identifizieren. Außerdem habe ich meine Würde als englisches Parlamentsmitglied zu wah-

ren. Ich kann mich nicht mit einem Sekretär sehen lassen, der so deutliche Spuren einer ordinären Prügelei aufweist.»

Daran schluckte er schwer. Dann sagte er: «Der Waggon mit Ihrem Privatabteil wird morgen, Mittwoch, an den Zug angehängt, der um elf Uhr abfährt. Ich habe alle Vorbereitungen getroffen. Wird Mrs Blair eine Zofe mitnehmen?»

«Mrs Blair?», fragte ich erstaunt.

«Sie behauptet, von Ihnen eingeladen worden zu sein.»

Jetzt erinnerte ich mich. Das war auf dem Kostümball. Aber natürlich hatte ich nie damit gerechnet, dass sie das Angebot annehmen würde.

«Habe ich sonst noch jemanden eingeladen?», fragte ich nervös.

«Mrs Blair ist der Meinung, dass Sie auch Colonel Race zum Mitfahren aufgefordert haben.»

Ich stöhnte. «Da muss ich wohl betrunken gewesen sein! Lassen Sie sich das als Warnung dienen, Pagett.»

«Ich bin Abstinenzler, Sir Eustace.»

«Umso besser für Sie. Und sonst habe ich niemanden eingeladen?»

«Meines Wissens nicht, Sir.»

Ich seufzte erleichtert. «Da ist aber noch Miss Beddingfeld», sagte ich. «Soviel ich weiß, möchte sie nach Rhodesien, um alte Knochen auszugraben. Eigentlich könnte ich sie für die Dauer der Reise als Sekretärin engagieren.»

Zu meinem Erstaunen lehnte sich Pagett heftig dagegen auf. Seit dem gestrigen Abend scheint er eine tiefe Abneigung gegen Anne Beddingfeld zu haben.

Um ihn zu ärgern, werde ich das Mädchen fragen, ob es mitkommen will.

18

Annes Bericht

Die *Kilmorden* dampfte direkt auf die Tafelbucht zu. Weiße Schäfchenwolken hingen über dem Berg, und dicht an den Abhängen bis hinunter zum Meer dehnte sich die schlafende Stadt, die in der goldenen Frühsonne glitzerte.

Ich hielt den Atem an. «Das also ist Südafrika», flüsterte ich vor mich hin.

Plötzlich merkte ich, dass ich nicht allein war. Ein Mann lehnte an der Reling, genauso vertieft wie ich. Er brauchte nicht den Kopf zu wenden, damit ich ihn erkannte. In der friedlichen Morgensonne erschien mir das gestrige Erlebnis unwirklich und melodramatisch. Was musste er von mir denken?

Entschlossen blickte ich wieder zum Berg hinüber. Wenn Rayburn hierher gekommen war, um allein zu sein – ich würde ihn nicht daran hindern.

Doch zu meinem großen Erstaunen sagte er freundlich und ruhig: «Miss Beddingfeld.»

«Ja?» Ich drehte mich um.

«Ich muss mich bei Ihnen entschuldigen. Letzte Nacht habe ich mich wie ein Flegel benommen. Können Sie mir verzeihen?»

Wortlos hielt ich ihm meine Hand hin, und er drückte sie fest.

«Ich möchte Ihnen noch etwas sagen», fuhr er mit tiefem Ernst fort. «Miss Beddingfeld, Sie wissen wahr-

scheinlich nicht, dass Sie sich in eine sehr gefährliche Geschichte eingelassen haben.»

«Das habe ich vermutet», erwiderte ich.

«Ich möchte Sie warnen! Lassen Sie die Hände davon; die Sache hat ja nichts mit Ihnen persönlich zu tun, und ihre Neugier könnte Sie in Teufels Küche bringen. Diese Leute kennen kein Erbarmen. Schon jetzt schweben Sie in großer Gefahr – denken Sie nur an gestern Nacht. Man vermutet, dass Sie etwas wissen. Stellen Sie sich dumm, das ist das Beste, was Sie tun können. Aber seien Sie immer auf der Hut! Und wenn Sie jemals trotzdem in ihre Hände fallen sollten, dann versuchen Sie keine Ausreden, sagen Sie einfach die volle Wahrheit. Nur das kann Sie retten.»

«Und was wird aus Ihnen?», fragte ich.

«Wenn es mir gelingt, an Land zu kommen, bin ich in Sicherheit; doch wenn nicht…»

«Was dann?», rief ich entsetzt.

«Ich befürchte, Sie sind nicht der einzige Mensch an Bord, der weiß, dass ich der ‹Mann im braunen Anzug› bin. Es gibt jemanden auf dem Schiff, der von Anfang an Bescheid wusste. Wenn er spricht, bin ich verloren. Doch ich hege die leise Hoffnung, dass er es vorzieht zu schweigen.»

«Weshalb?»

«Weil er ein Mann ist, der gern auf eigene Faust arbeitet. Falle ich in die Hände der Polizei, bin ich nutzlos für ihn geworden. Frei muss ich sein! Nun, in einer Stunde werden wir es wissen.»

Er lachte spöttisch, doch ich sah, wie sich sein Gesicht verhärtete.

«Ich denke», sagte er leichthin, «wir werden uns wohl kaum Wiedersehen.»

«Vermutlich nicht», erwiderte ich langsam.

«Also, leben Sie wohl.»

«Leben Sie wohl.»

Er nahm meine Hand, und einen Augenblick brannten seine hellen Augen in den meinen. Dann wandte er sich hastig um und ging davon. Seine Schritte hallten über das Deck. Ich wusste, dass ich diesen Klang niemals vergessen würde.

Die nächsten zwei Stunden waren unerträglich. Erst als wir endlich auf der Landungsbrücke standen und alle Zoll- und Passformalitäten hinter uns hatten, wagte ich langsam aufzuatmen. Es hatte keine Verhaftung stattgefunden!

Zum Lunch war Suzanne mit Freunden verabredet. So blieb ich mir selbst überlassen und schlenderte ein wenig durch die Stadt. Schließlich kaufte ich ein Körbchen voll Pfirsiche und kehrte gemächlich zum Hotel zurück.

Zu meinem Erstaunen fand ich dort eine Mitteilung vom Kurator des Museums vor, der von meiner Ankunft gehört hatte. Man hatte mich als Tochter des verstorbenen Professors Beddingfeld gemeldet. Wie ich aus dem Brief erfuhr, hatte der Kurator meinen Vater flüchtig gekannt und war ein großer Bewunderer von ihm. Er schrieb, dass er und seine Gattin sich sehr freuen würden, wenn ich am Nachmittag zum Tee kommen würde.

So machte ich mich also nach dem Lunch auf den Weg; die Fahrt dauerte nur eine halbe Stunde und war überwältigend schön. Ich hatte gar nicht gewusst, dass Kapstadt auf einer Halbinsel liegt, und war daher sehr überrascht, das Meer auf der anderen Seite plötzlich wiederzuentdecken. Nach einigen Schwierigkeiten fand ich die Villa Medgee. Ich klingelte. Ein lächelnder Kaffernboy öffnete mir die Tür.

«Ist Mrs Raffini da?», fragte ich.

Er grinste, führte mich durch einen Korridor und hielt einladend eine Tür auf. Auf der Schwelle zögerte ich – plötzlich hatte ich das Gefühl einer nahenden Gefahr. Doch ich trat ein, und die Tür flog hinter mir zu.

Ein Mann erhob sich aus einem Sessel und kam mir mit ausgestreckten Händen entgegen.

«Ich freue mich sehr, dass Sie uns besuchen, Miss Beddingfeld», sagte er.

Er war groß und hatte einen flammendroten Bart; damit sah er aus wie ein Holländer, aber keineswegs wie der Kurator eines Museums. Wie ein Blitz durchzuckte mich die Gewissheit, dass ich eine Dummheit begangen hatte.

Ich befand mich in der Gewalt des Feindes.

19

Alles, was mir Rayburn am Morgen gesagt hatte, schoss mir durch den Kopf. «Sagen Sie einfach die volle Wahrheit», hatte er gedrängt. Schön, das konnte ich tun, aber würde es mir helfen? Würde man meiner Geschichte überhaupt Glauben schenken? Diese spontane Reise in einen fremden Erdteil, geleitet einzig von einem lächerlichen Fetzen Papier, der nach Mottenkugeln roch! In diesem Moment verwünschte ich meine Abenteuerlust und sehnte mich nach der friedlichen Langeweile meines Dorfs.

Instinktiv trat ich einen Schritt zurück, um nach dem Türgriff zu tasten. Mein Gegner grinste höhnisch.

«Hier sind Sie – und hier bleiben Sie!»

Ich bemühte mich um eine ruhige Stimme. «Der Kurator des Museums von Kapstadt hat mich eingeladen. Falls da ein Irrtum vorliegt…»

«Ein Irrtum? O ja, ein sehr großer Irrtum!»

«Was für ein Recht haben Sie, mich hier zurückzuhalten? Ich werde mich an die Polizei wenden…»

«Oh, tatsächlich?»

«Meine Freunde wissen genau, wo ich hingegangen bin, und wenn ich nicht rechtzeitig zurückkehre, wird man mich hier suchen.»

«Was Sie nicht sagen! Ihre Freunde wissen also, wo Sie sind? Welche Freunde denn, wenn ich fragen darf?»

Ich überlegte hastig. Konnte ich es wagen, Sir Eustace zu erwähnen? Er war ein sehr bekannter Mann, und sein

Name hatte Gewicht. Wenn die Leute aber mit Pagett in Verbindung standen, würden sie meine Lüge erkennen. Nein, ich konnte es nicht riskieren.

«Zum Beispiel Mrs Blair, mit der ich im Hotel wohne», erwiderte ich leichthin.

«Das glaube ich Ihnen nicht», sagte mein Gegner. «Sie haben Mrs Blair seit heute Vormittag um elf nicht mehr gesehen. Und mein Briefchen haben Sie erst kurz vor dem Lunch erhalten.»

Seine Worte bewiesen, wie genau man jeden meiner Schritte beobachtet hatte. Aber ich war nicht gewillt, den Kampf so rasch aufzugeben.

«Sie sind nicht ganz so schlau, wie Sie glauben», entgegnete ich spöttisch. «Haben Sie noch nie von der sehr nützlichen Einrichtung des Telefons gehört? Mrs Blair rief mich nach dem Lunch in meinem Zimmer an, und natürlich habe ich bei dieser Gelegenheit gesagt, wo ich hingehe.»

Zu meiner großen Erleichterung sah ich, dass ein Schatten der Unsicherheit über sein Gesicht flog.

«Genug geredet!», sagte er barsch und erhob sich. «Sie kommen jetzt an einen Ort, wo Sie kein Unheil anrichten können, falls Ihre Freunde Sie hier suchen sollten.»

Mir lief es kalt über den Rücken, doch seine nächsten Worte beruhigten mich.

«Morgen werden Sie ein paar Fragen zu beantworten haben, und dann wird sich zeigen, was mit Ihnen weiter geschieht. Ich kann Ihnen versichern, junge Dame, dass wir über mehr als ein Mittel verfügen, um kleine Närrinnen zum Sprechen zu bringen.»

Das klang nicht ermutigend, aber es war wenigstens ein Aufschub. Offensichtlich war der Mann nur ein Untergebener, der die Befehle seines Meisters abwarten musste. Konnte es sein, dass dieser Meister Pagett war?

Er klatschte in die Hände, und zwei Kaffern erschienen. Trotz meines heftigen Sträubens schleppten sie mich die Treppe hinauf und in eine Dachkammer. Dort knebelten sie mich und banden mir Hände und Füße zusammen. Der Holländer machte eine höhnische Verbeugung und schloss die Tür hinter sich.

Ich war vollkommen hilflos. Wie ich mich auch wand und drehte, meine Fesseln lockerten sich nicht im Geringsten, und der Knebel erstickte jeden Schrei. Unten hörte ich eine Tür zufallen. Anscheinend verließ der Holländer das Haus. Wieder und wieder zerrte ich an meinen Fesseln. Schließlich muss ich in Ohnmacht gefallen sein.

Als ich wieder erwachte, taten mir alle meine Glieder weh. Es war dunkel geworden, nur der Mond sandte seinen blassen Schein durch die hohe Dachluke. Der Knebel erstickte mich fast, der Schmerz und die Verkrampfung waren kaum zu ertragen.

Da fiel mein Blick auf etwas Glitzerndes: eine Glasscherbe! Sie brachte mich auf eine Idee.

Meine Arme und Beine waren zwar hilflos, aber ich konnte mich doch rollend fortbewegen. Unendlich langsam gelangte ich an mein Ziel. Mit den Händen ergriff ich die Glasscherbe und stellte sie mit viel Mühe so gegen die Wand, dass ich meine Fesseln daran reiben konnte, bis sich die Knoten an meinen Handgelenken lösten; die Fesseln fielen – meine Hände waren frei!

Jetzt war es leicht, auch die Füße zu befreien. Einige Zeit dauerte es, bis ich die Kraft hatte, mich aufzurichten. Ich wartete noch eine Weile, dann schlich ich zur Tür. Zu meinem Glück war sie nicht verriegelt, sondern nur zugeklinkt. Vorsichtig öffnete ich sie und spähte hinaus.

Alles war still. Der Mond wies mir den Weg. Langsam und geräuschlos tastete ich mich die Treppe hinunter. Immer noch ließ sich kein Laut vernehmen. Doch als ich auf dem unteren Vorplatz anlangte, hörte ich deutlich ein

Murmeln. Zu Tode erschrocken, blieb ich stehen. Eine Uhr an der Wand zeigte mir, dass Mitternacht vorbei war.

Durfte ich es wagen, mich den Stimmen zu nähern? Die Neugier verzehrte mich. Doch als ich mich umwandte, sah ich den Kaffernboy in der Eingangstür sitzen. Er hatte mich noch nicht bemerkt, und kurz darauf entdeckte ich, dass er tief und friedlich schlief.

Die Stimmen drangen aus dem Raum, in den man mich zuerst geführt hatte. Die eine war die des Holländers, die andere erkannte ich im Moment nicht.

Sollte ich bleiben oder gehen? Schließlich entschied ich, dass es meine Pflicht sei, soviel wie möglich von dem zu erfahren, was hier gesprochen wurde. Hoffentlich wachte der junge Kaffer nicht auf. Geräuschlos durchquerte ich die Halle. Die Stimmen wurden lauter, waren aber immer noch unverständlich.

Ich legte mein Auge ans Schlüsselloch. Richtig, der eine Sprecher war mein Holländer. Der andere Mann aber saß außerhalb meines Gesichtskreises.

Plötzlich stand er auf, um sich ein Glas vom Tisch zu holen. Sein schwarzbekleideter, breiter Rücken wurde sichtbar. Noch ehe er sich umdrehte, erkannte ich ihn.

Mr Chichester!

Jetzt wurden auch die Worte deutlicher.

«Es ist auf jeden Fall gefährlich. Wenn nun wirklich ihre Freunde nach ihr suchen?»

Das war die Stimme des Holländers. Chichester antwortete; von seinem salbungsvollen Ton war nichts mehr zu hören. Kein Wunder, dass ich ihn zuerst nicht erkannt hatte.

«Das war bloß ein Schreckschuss; kein Mensch ahnt, wo sie steckt.»

«Sie sprach aber sehr entschieden.»

«Das glaube ich; ein entschlossenes kleines Ding. Ich bin der Sache genau nachgegangen, wir haben nicht das Geringste zu befürchten. Und die Befehle des ‹Colonels› müssen befolgt werden. Sie werden sich doch nicht dagegen auflehnen wollen?»

Der Holländer stieß einen erschrockenen Schrei aus, dann sagte er: «Es wäre doch viel einfacher, ihr den Schädel einzuschlagen. Das Boot liegt bereit, man könnte sie hinausfahren und in die See werfen.»

«Ja», meinte Chichester nachdenklich, «das würde ich auch am liebsten tun. Eines ist sicher, sie weiß zu viel. Aber der ‹Colonel› geht ja immer seine eigenen Wege. Er will irgendwelche – Auskünfte von ihr haben.»

Die Pause vor dem Wort «Auskünfte», war deutlich. Auch dem Holländer fiel sie auf.

«Auskünfte?», fragte er.

«Etwas in der Richtung.»

Diamanten, sagte ich mir.

«Und jetzt», fuhr Chichester fort, «geben Sie mir die Listen.»

Das Gespräch wurde nun völlig unverständlich für mich. Es schien sich um große Mengen Gemüse zu drehen. Daten wurden genannt, Preise und verschiedene Plätze, die mir unbekannt waren. Fast eine halbe Stunde dauerte diese Unterhaltung.

«Gut», sagte Chichester, und ich hörte das Rücken eines Stuhls. «Ich nehme sie mit, um sie dem ‹Colonel› zu zeigen.»

«Wann fahren Sie ab?»

«Morgen um zehn Uhr; das ist früh genug.»

«Wollen Sie die Kleine noch sehen?»

«Nein. Der Befehl ist klar, dass niemand sie sehen soll, bis der ‹Colonel› selbst kommt. Es ist doch alles in Ordnung mit ihr?»

«Ich habe einen Blick in die Dachkammer geworfen, ehe ich zum Essen kam. Sie schlief tief und fest. Wie steht es mit einer Mahlzeit für sie?»

«Ein wenig fasten wird ihr nur gut tun. Der ‹Colonel› kommt irgendwann morgen, und sie wird eher bereit sein, Fragen zu beantworten, wenn sie hungrig ist. Bis dahin soll niemand zu ihr hineingehen. Sie ist hoffentlich gut gefesselt?»

Der Holländer lachte. «Was halten Sie denn von mir?»

Wieder erklang Stuhlrücken, und Schritte näherten sich. Ich rannte leise die Treppe hinauf, und kaum war ich oben, öffnete sich die Tür. Gleichzeitig bewegte sich der Kaffer und erwachte. An eine Flucht durch den Haupteingang war nicht mehr zu denken. Ich kehrte in die Dachkammer zurück und legte mich wie zuvor auf den Boden, für den Fall, dass jemand hereinschaute.

Ich durchwachte die ganze Nacht. Als ich mich am nächsten Morgen zum drittenmal auf den Vorplatz schlich und die Treppe hinabspähte, war die Halle leer. Wie ein Pfeil schoss ich zur Tür, öffnete sie und stand draußen im hellen Sonnenlicht. Wie gejagt rannte ich die Auffahrt hinunter.

Dann aber verlangsamte ich meinen Schritt. Leute begegneten mir, die mich neugierig anblickten. Kein Wunder! Meine Kleider müssen zerrissen gewesen sein und mein Gesicht ganz schmutzig.

Schließlich gelangte ich zu einer Garage und ging hinein.

«Ich habe einen Unfall gehabt», erklärte ich. «Können Sie mich sofort nach Kapstadt fahren? Ich muss unbedingt das Schiff nach Durban erreichen.»

Kurz darauf rasten wir in Richtung Hafen. Als Nächstes galt es herauszufinden, ob Chichester mit der *Kilmorden* abfuhr.

Ob ich selbst mitfahren sollte oder nicht, das war mir noch unklar. Eigentlich hielt ich es für das Richtigste. Chichester war der Mann, dem ich folgen musste – der Mann, der im Auftrag des geheimnisvollen «Colonels», in den Besitz der Diamanten gelangen wollte.

Doch aus meinem Vorhaben wurde nichts. Als ich bei der Landungsbrücke ankam, dampfte die *Kilmorden* bereits der offenen See entgegen. Und ich hatte keine Ahnung, ob Chichester auf dem Schiff war oder nicht!

20

Ich fuhr zum Hotel, rannte die Treppe hinauf und klopfte an Suzannes Tür. Als sie mich erkannte, fiel sie mir um den Hals. «Anne, meine Liebe, wo hast du gesteckt? Ich war zu Tode erschrocken, als du nicht ins Hotel zurückkehrtest. Was hast du angestellt?»

Hastig erzählte ich ihr die ganze Geschichte.

«Und was sollen wir jetzt tun?», fragte sie.

«Ich weiß nicht recht», sagte ich nachdenklich. «Du fährst natürlich nach Rhodesien, um ein Auge auf Pagett zu haben…»

«Und du?»

Das war eben die Schwierigkeit. Befand sich Chichester auf der *Kilmorden* oder nicht? Stand er im Begriff, seinen ursprünglichen Plan auszuführen und nach Durban zu fahren? In diesem Fall konnte ich ihm mit dem Zug folgen. Es war allerdings auch denkbar, dass ihm mein Entkommen und auch mein nächstes Ziel, nämlich Durban, telegrafisch mitgeteilt wurde. Nichts leichter für ihn, als das Schiff bereits in Port Elizabeth oder in East London zu verlassen und so seine Spur gänzlich zu verwischen.

Eine verzwickte Sache!

«Auf jeden Fall könnten wir uns nach den Zügen nach Durban erkundigen», meinte ich.

Am Schalter erfuhr ich, dass der einzige Zug nach Durban um 20.15 Uhr abfuhr. So hatte ich Zeit genug, meine Entscheidung hinauszuschieben, und leistete Suzanne bei einem verspäteten Frühstück Gesellschaft.

«Bist du sicher, dass du diesen Chichester in jeder Verkleidung erkennen würdest?», fragte sie.

Ich schüttelte zweifelnd den Kopf. «Als ‹Stewardess› habe ich ihn jedenfalls nicht erkannt, und ohne deine Zeichnung wäre ich nie darauf gekommen, dass er es sein könnte.»

«Dieser Mann ist ganz bestimmt ein Berufsschauspieler», sagte Suzanne. «In Durban könnte er als Matrose oder als alte Dame von Bord gehen, und du würdest nicht einmal daran denken, ihm zu folgen.»

In diesem Augenblick gesellte sich Colonel Race zu uns.

«Was macht Sir Eustace?», fragte Suzanne. «Ich habe ihn den ganzen Morgen nicht gesehen.»

Ein seltsamer Ausdruck überflog sein Gesicht. «Er hat einige persönliche Schwierigkeiten, die ihn sehr beschäftigen.»

«Erzählen Sie!»

«Es sieht so aus, als ob der berüchtigte ‹Mann im braunen Anzug› die Reise auf der *Kilmorden* mitgemacht hätte.»

«Was?»

Ich fühlte, wie mir das Blut ins Gesicht schoss. Glücklicherweise blickte mich Colonel Race nicht an.

«Es scheint Tatsache zu sein. In jedem englischen Hafen hielt man Ausschau nach ihm – aber er brachte es fertig, Pedler so einzuwickeln, dass er ihn als Sekretär mitnahm.»

«Doch nicht Mr Pagett?»

«O nein, nicht Pagett, sondern dieser andere Bursche – Rayburn nannte er sich.»

«Hat man ihn verhaftet?», fragte Suzanne. Unter dem Tisch drückte sie beruhigend meine Hand. Ich wartete atemlos auf die Antwort.

«Nein. Es sieht so aus, als hätte er sich in Luft aufgelöst.»

«Wie verhält sich Sir Eustace?»

«Er scheint es als persönliche Beleidigung aufzufassen, die ihm das Schicksal zugedacht hat.»

Später ergab sich die Gelegenheit, Sir Eustaces eigene Ansicht über diese Sache zu hören. Er lud Suzanne und mich zum Tee auf seinem Zimmer ein.

Der arme Mann befand sich in einem bemitleidenswerten Zustand. Suzannes offensichtliches Mitgefühl brachte ihn dazu, seine ganzen Sorgen auszupacken.

«Erst besitzt eine völlig fremde Frau die Unverschämtheit, sich ausgerechnet in meinem Haus ermorden zu lassen – natürlich nur, um mir Schwierigkeiten zu bereiten. Was habe ich dieser Frau getan, dass sie sich unter allen Häusern in England gerade meins aussucht, um sich umbringen zu lassen?»

Suzanne murmelte etwas Teilnahmsvolles, und Sir Eustace fuhr noch bekümmerter als zuvor fort:

«Und nicht genug damit, wagt es der Mörder auch noch, sich bei mir als Sekretär einzuschleichen. Als *mein Sekretär*[1]. Kein Mensch soll mir mehr von Sekretären reden, ich habe die Nase voll davon. Entweder sind es Mörder oder betrunkene Krakeeler. Haben Sie Pagetts Auge gesehen? Ich kann mich doch nicht mit einem solchen Sekretär zeigen! Nein, danke, ich will nichts mehr von einem Sekretär wissen – höchstens eine Sekretärin, ein nettes Mädchen, das mir die Hand hält, wenn ich verstimmt bin. Wie wäre es mit Ihnen, Miss Anne, würden Sie die Stelle annehmen?»

«Wie oft müsste ich Ihre Hand halten?», fragte ich lachend.

«Am liebsten den ganzen Tag», entgegnete er galant.

«Auf diese Weise käme ich wohl wenig zum Tippen», hielt ich ihm vor.

«Das ist völlig nebensächlich. Diese ganze Arbeiterei entspringt nur Pagetts Kopf; der arbeitet mich zu Tode. Ich bin glücklich, wenn ich ihn in Kapstadt zurücklassen kann.»

«Bleibt er denn hier?»

«Ja. Es wird ihm Vergnügen machen, hinter Rayburn herzujagen. Das entspricht seiner Natur; er liebt solche Schnüffeleien. Aber mein Vorschlag ist ernst gemeint, Miss Anne. Wollen Sie nicht mitkommen? Mrs Blair wäre Ihre Beschützerin, und von Zeit zu Zeit könnten Sie nach alten Knochen graben.»

«Vielen Dank, Sir Eustace», sagte ich vorsichtig, «aber ich fahre wahrscheinlich heute Abend nach Durban.»

Sir Eustace blickte mich an und seufzte tief; dann öffnete er die Tür zum Nebenzimmer und rief nach Pagett.

«Treiben Sie eine Sekretärin auf, die mich nach Rhodesien begleitet. Sie muss sanfte Augen haben und bereit sein, mir die Hand zu halten. – Pagett ist ein boshafter Kerl. Ich wette, dass er die hässlichste, plattnasigste Kreatur anschleppt, nur um mich zu ärgern. Übrigens habe ich ganz vergessen, ihm zu sagen, dass sie auch hübsche Beine haben muss.»

Wieder in Suzannes Zimmer, rief ich aufgeregt: «Jetzt heißt es Pläne schmieden, und zwar rasch. Pagett bleibt in Kapstadt zurück, hast du gehört?»

«Ja, leider. Das bedeutet, dass ich auch hier bleiben muss, und das passt mir gar nicht. Ich *möchte* doch nach Rhodesien.»

«Du musst natürlich trotzdem fahren», widersprach ich. «Du kannst nicht im letzten Moment alles rückgängig machen, ohne Verdacht zu erregen. Außerdem ist es leicht möglich, dass Pagett plötzlich den Befehl erhält,

mitzufahren. Und wie willst du dann Sir Eustace deinen nochmals geänderten Entschluss begreiflich machen? Zudem vereinfacht es alles, wenn du bereits dort bist, falls Pagett später nachkommt. Und schließlich dürfen wir auch Sir Eustace und Colonel Race nicht ganz aus den Augen lassen.»

«Aber Anne, du kannst doch nicht im Ernst diese beiden verdächtigen?»

«Ich verdächtige noch immer jeden», erwiderte ich. «Und wenn du jemals Detektivgeschichten gelesen hast, Suzanne, dann weißt du auch, dass stets die harmloseste Person der Verbrecher ist. Schon viele Mörder waren dicke, gemütliche Herren wie Sir Eustace.»

«Gut, gut! Ich werde ihn also im Auge behalten, und wenn er noch dicker wird und noch gemütlicher, dann sende ich dir ein Telegramm: ‹Sir E. quillt höchst verdächtig auf, komm umgehend.›»

«Suzanne, du scheinst die ganze Sache als ein lustiges Spiel zu betrachten!»

«Ich weiß, Anne», sagte sie ungerührt. «Aber das ist einzig deine Schuld. Du hast dieses Gefühl des Abenteuerlichen in mir geweckt, und das alles scheint so unwirklich. Aber ich verspreche dir, ernsthaft zu sein.»

«Schön, du wirst also Sir Eustace und Colonel Race beobachten, während ich hier Pagett auf den Fersen bleibe. Ich werde mit meinem ganzen Gepäck heute Abend das Hotel verlassen und so tun, als ob ich den Zug nach Durban nähme. In Wirklichkeit aber ziehe ich in ein kleines Hotel, wo ich meine Erscheinung leicht verändere – vielleicht ein falscher blonder Schopf und einen dieser dicken Spitzenschleier, das dürfte genügen. Ich kann ihm viel leichter folgen, wenn er annimmt, dass ich abgereist bin.»

Das Abendessen nahmen wir zusammen im Restaurant ein. Colonel Race erschien nicht, doch Sir Eustace und

Pagett saßen an ihrem Tisch am Fenster. Mitten in der Mahlzeit stand Pagett auf und ging hinaus. Das war sehr ärgerlich, denn ich hatte beabsichtigt, mich von ihm zu verabschieden. Aber Sir Eustace war ja noch da, und das würde genügen. Nach dem Essen ging ich zu ihm hinüber.

«Leben Sie wohl, Sir Eustace», sagte ich. «Ich fahre heute Abend nach Durban.»

«Besteht gar keine Aussicht, dass Sie Ihren Entschluss doch noch ändern?»

«Gar keine, Sir Eustace.»

Er seufzte. «Stellen Sie sich vor, Pagett hat eine Sekretärin für mich ausfindig gemacht, ein fürchterliches Wesen. Schon ziemlich angejahrt, mit Zwicker und Schuhnummer fünfundvierzig – die verkörperte Tüchtigkeit. Übrigens, Pagett fährt in wenigen Minuten mit unserem Mietwagen in die Stadt, er kann Sie zum Bahnhof mitnehmen.»

«O nein, danke», sagte ich hastig, «Mrs Blair und ich haben bereits ein Taxi bestellt.»

Er drückte mir herzlich die Hand. Suzanne wartete in der Halle bereits auf mich. Ich bat den Türboy gerade, ein Taxi zu rufen, als eine Stimme hinter mir mich erstarren ließ.

«Entschuldigen Sie, Miss Beddingfeld. Ich fahre in die Stadt und kann Mrs Blair und Sie zum Bahnhof mitnehmen.»

«Oh, besten Dank», sagte ich schnell, «aber Sie brauchen sich nicht zu bemühen. Ich…»

«Ist keine Mühe für mich. – Bringen Sie das Gepäck zum Wagen, Portier!»

Ich musste nachgeben. Natürlich hätte ich noch weiter protestieren können, doch das hätte nur Verdacht erweckt. Suzanne warf mir einen warnenden Blick zu.

«Danke, Mr Pagett», sagte ich daher kühl. Während wir zum Bahnhof brausten, überlegte ich angestrengt, wie ich ein Gespräch beginnen könnte. Schließlich brach Pagett das Schweigen.

«Ich habe eine sehr tüchtige Sekretärin für Sir Eustace aufgetrieben, eine Miss Pettigrew.»

«Er schien vorhin nicht gerade glücklich darüber», entgegnete ich.

Pagett warf mir einen schiefen Blick zu. «Sie ist eine perfekte Stenotypistin.»

Vor dem Bahnhof streckte ich ihm meine Hand hin – aber nein, er bestand darauf, mein Gepäck zum Zug zu tragen. Ich stand hilflos da und wagte Suzanne nicht anzusehen. Pagett hatte also bereits Verdacht geschöpft und wollte sicher sein, dass ich wirklich wegfuhr. Ich sah mich schon im Zug aus dem Bahnhof rollen, während mir Pagett nachwinkte. Mein Gepäck wurde unter seiner Aufsicht in ein Schlafabteil gebracht. In drei Minuten sollte der Zug abfahren.

Aber Pagett hatte nicht mit Suzanne gerechnet.

«Die Fahrt wird entsetzlich heiß werden, Anne», sagte sie plötzlich, «du hast doch hoffentlich Kölnischwasser bei dir?»

Ich verstand den Wink.

«Du liebe Zeit!», rief ich scheinbar erschrocken. «Ich habe es im Hotelzimmer liegen lassen!»

Suzanne war zu befehlen gewohnt; gebieterisch wandte sie sich an Pagett: «Oh, Mr Pagett, rasch! Sie können es noch schaffen. Gegenüber dem Bahnhof ist eine Apotheke. Anne muss unbedingt Kölnischwasser haben!»

Pagett zögerte, doch Suzannes Blick ließ ihn gehorchen. Er eilte davon. Sie verfolgte ihn mit den Augen, bis er verschwunden war. «Schnell, Anne! Steig auf der anderen Seite aus, für den Fall, dass er am Ende des Bahnsteigs

stehen bleibt und uns beobachtet. Kümmere dich nicht um dein Gepäck; das kannst du morgen telegrafisch zurückbeordern. Oh, wenn nur der Zug rechtzeitig abfährt!»

Ich öffnete die Tür auf der Gegenseite des Abteils und kletterte hinaus. Ein Pfiff ertönte, und langsam setzte sich der Zug in Bewegung. Jetzt hörte ich eilige Schritte auf dem Bahnsteig. Ich versteckte mich hinter einem Zeitungsstand und beobachtete, was nun geschah.

Suzanne hatte dem verschwindenden Zug mit ihrem kleinen Taschentuch nachgewinkt.

«Zu spät, Mr Pagett», sagte sie liebenswürdig. «Sie ist schon fort, leider!»

Miteinander gingen sie aus dem Bahnhof. Ich wartete noch ein paar Minuten, ehe ich ebenfalls den Bahnhof verließ. Beim Ausgang prallte ich beinahe mit einem kleinen Mann zusammen, einem unfreundlich blickenden Menschen mit einer Nase, die viel zu groß für sein Gesicht war.

21

Die weitere Ausführung meiner Pläne bereitete keine Schwierigkeiten mehr. Ich fand ein kleines Hotel in einer Seitenstraße, ließ mir ein Zimmer geben und ging friedlich zu Bett.

Am nächsten Morgen war ich schon frühzeitig in der Stadt und besorgte mir ein paar notwendige Kleidungsstücke, da meine Koffer ja unterwegs nach Durban waren. Vor elf Uhr, ehe Sir Eustace mit der ganzen Gesellschaft unterwegs nach Rhodesien war, würde Pagett gewiss nichts unternehmen. Daher bestieg ich einen Vorortszug und machte einen ausgedehnten Landspaziergang.

Das Schicksal hängt oft an einem Faden. Mein Schnürsenkel löste sich, und ich musste mich bücken, um ihn wieder zuzubinden. Die Straße machte eine scharfe Kurve um ein Haus, und als ich noch mit meinem Schuh beschäftigt war, bog eilig ein Mann um die Ecke und stolperte fast über mich. Er zog seinen Hut, murmelte eine Entschuldigung und ging weiter. Irgendwie hatte ich das Gefühl, ihn schon einmal gesehen zu haben, doch im Moment schenkte ich dem keine weitere Beachtung. Ich sah auf die Uhr und fand, dass es Zeit zur Umkehr war.

Ganz in der Nähe war eine Straßenbahn-Haltestelle; die Straßenbahn fuhr gerade ab, und ich musste rennen, um sie noch zu erreichen. Hinter mir hörte ich eilige Schritte. Derselbe Mann, der mich vorhin überholt hatte, sprang jetzt nach mir auf die Plattform. Plötzlich wusste ich auch, weshalb mir sein Gesicht bekannt vorkam: Es war

der kleine Mann mit der Knollennase, der am Vorabend am Bahnhof fast mit mir zusammengeprallt war. So viel Zufall machte mich stutzig. War es möglich, dass dieser Mensch mir absichtlich folgte? Das wollte ich sogleich nachprüfen. Ich stieg an der nächsten Haltestelle wieder aus. Der Mann kam mir nicht nach. Aber an der darauf folgenden Haltestelle verließ auch er die Straßenbahn und kehrte eilig zurück. Nun wurde mir alles klar: Man ließ mich keine Minute aus den Augen. Zu früh hatte ich frohlockt; Guy Pagett war ein gefährlicher Gegner!

Ohne zu zögern, stieg ich in die nächste Straßenbahn. Mein Verfolger blieb mir auf den Fersen. Jetzt begann ich zu überlegen. Die Sache, in die ich da hineingeraten war, entpuppte sich als sehr viel größer, als ich geahnt hatte. Der Mord im Haus zur Mühle war kein Fall für sich, sondern gehörte zu einer Serie von Verbrechen einer ganzen Bande. Allmählich begann ich einen Überblick über das weitverzweigte Netz zu bekommen. Systematisch organisierte Verbrechen unter Leitung des mysteriösen «Colonel»! Ich erinnerte mich an verschiedene Gespräche an Bord über den Streik im *Rand* und seine Hintergründe und an die allgemeine Auffassung, dass hier eine geheime Organisation am Werk sei, die den Aufruhr unterstütze. Das war das Werk des «Colonel»; seine Leute handelten nach genauen Weisungen. Er selbst trat dabei nicht in Erscheinung. Die Organisation wurde von ihm geleitet, die gefährliche Ausführung der Verbrechen überließ er anderen. Aber höchstwahrscheinlich war er in der Nähe, gut getarnt hinter einer unangreifbaren Position.

Jetzt wurde mir auch die Anwesenheit von Colonel Race auf der *Kilmorden* klar. Er nahm wohl eine hohe Stellung im Geheimdienst ein und hatte die Aufgabe, den «Colonel», in seinem Bau aufzuspüren.

So musste es sein, alles passte zu dieser Annahme. Weshalb aber verfolgte man *mich?* War die Bande nur hinter den Diamanten her? Nein, so groß auch deren

Wert sein mochte, das genügte nicht für die verzweifelten Bemühungen, mich aus dem Weg zu schaffen. Ich musste eine beträchtliche Gefahr für die Leute bedeuten. Man vermutete bestimmte Kenntnisse bei mir, das war's! Das war ja auch bei dem Gespräch des Holländers mit meinem Freund Chichester in jener Villa deutlich geworden. Kenntnisse, die mit den Diamanten zusammenhängen mochten.

Einen Menschen gab es, der mich bestimmt hätte aufklären können, wenn er gewollt hätte! Der «Mann im braunen Anzug», Harry Rayburn. Er kannte die andere Hälfte der Geschichte. Aber er war untergetaucht, war selbst ein Verfolgter. Und wahrscheinlich würde ich ihn nie mehr Wiedersehen…

Mit einem energischen Ruck brachte ich mich in die Gegenwart zurück. Jetzt war keine Zeit für sentimentale Gedanken an Harry Rayburn. Das Problem lautete: Was sollte ich tun?

Ich, die ich so stolz auf meine Rolle als Beobachterin gewesen war, ich war selbst zur Verfolgten geworden. Und ich hatte Angst! Zum ersten Mal begann ich die Nerven zu verlieren. Ich war ein kleines Sandkorn, das in die laufende Maschine geraten war. Und die Maschine würde sicher mit dem kleinen Sandkorn kurzen Prozess machen. Einmal hatte mich Harry Rayburn gerettet, einmal hatte ich mir selbst geholfen, aber jetzt standen alle Trümpfe gegen mich. Ringsum fühlte ich mich von Feinden umgeben, die mich immer enger einkreisten. Wollte ich weiter auf eigene Faust vorgehen, war ich verloren.

Ich riss mich zusammen. Schließlich befand ich mich in einer zivilisierten Stadt, an jeder Straßenecke stand ein Polizist was konnte mir schon geschehen? Ich würde nicht mehr so leicht in die Falle gehen.

Als meine Überlegungen so weit gediehen waren, hielt die Bahn an der großen Geschäftsstraße. Ich stieg aus

und schlenderte ohne festen Plan die Straße entlang. Es war unnötig, mich umzusehen, ich wusste, dass mein Verfolger hinter mir war. Schließlich landete ich in einem Café und bestellte ein Eis, um meine Nerven zu beruhigen. Aus dem Augenwinkel sah ich, wie mein Verfolger eintrat und sich unauffällig an einen Tisch bei der Tür setzte. Plötzlich stand er wieder auf und ging hinaus. Das verblüffte mich. Ich spähte vorsichtig aus der Tür, zog mich aber rasch wieder zurück: Der Mann sprach auf der Straße mit Guy Pagett.

Pagett sah auf seine Uhr. Sie wechselten ein paar Worte, dann ging Pagett in Richtung Bahnhof. Ganz offensichtlich hatte er meinem Verfolger Anweisungen erteilt.

Plötzlich stockte mir der Atem. Der Mann überquerte die Straße, sprach gestikulierend auf einen Polizisten ein und deutete dabei auf das Café. Die Absicht war mehr als klar. Ich sollte unter irgendeinem Vorwand verhaftet werden. Es würde der Bande gewiss nicht schwer fallen, eine Anklage gegen mich vorzubringen. Und wie sollte ich meine Unschuld beweisen?

Automatisch sah ich auf meine Uhr, und in diesem Moment wusste ich, weshalb man mich bis jetzt in Ruhe gelassen hatte. Es war kurz vor elf, und um elf Uhr fuhr der Zug nach Rhodesien ab mit all meinen einflussreichen Freunden, die sich für mich hätten verwenden können. Bis um elf Uhr wagte man nichts zu unternehmen, doch jetzt zog sich das Netz um mich zusammen.

Hastig öffnete ich meine Tasche und bezahlte das Eis. Dabei bemerkte ich etwas, das mein Herz stillstehen ließ: Eine dicke Brieftasche, voll gestopft mit Banknoten, lag darin.

Kopflos rannte ich davon. Der kleine Mann mit der Knollennase und der Polizist folgten mir, aber ich hatte einen guten Vorsprung. Zu Überlegungen blieb mir keine Zeit, ich lief ums nackte Leben.

Der Bahnhof war bereits in Sichtweite; ich blickte zur Uhr empor: eine Minute vor elf. Es war Punkt elf Uhr, und der Zug setzte sich in Bewegung, als ich auf dem Bahnsteig ankam. Ein Schaffner versuchte mich zurückzuhalten, doch ich riss mich los und sprang auf den letzten Wagen.

Ein Mann stand einsam auf dem Bahnsteig. Ich winkte ihm zu. «Auf Wiedersehen, Mr Pagett!», rief ich.

Suzanne und Colonel Race stießen einen Schrei des Erstaunens aus, als sie mich erblickten.

«Hallo, Miss Anne», rief Colonel Race. «Wo kommen Sie denn her? Wir glaubten Sie auf dem Weg nach Durban. Sie verstehen es, die Leute zu überraschen!»

Suzanne schwieg, aber ihre Augen stellten tausend Fragen. «Ich muss mich bei meinem Chef melden», sagte ich gestelzt. «Wo ist er?»

«Im Büro – mittleres Abteil. Wie besessen diktiert er der unseligen Miss Pettigrew.»

«Diese Arbeitswut ist ja etwas ganz Neues bei ihm», erwiderte ich.

«Wahrscheinlich hat er die Absicht, sie auf diese Weise für den ganzen Tag an ihrer Schreibmaschine festzunageln.»

Ich lachte. Dann folgten mir die beiden zu Sir Eustace. Er schritt im Abteil auf und ab und überfiel die arme Sekretärin mit einem Schwall unverständlicher Worte. Zum ersten Mal sah ich nun Miss Pettigrew. Sie war eine große, derbe Frau in einem mausgrauen Kleid. Auf der Nase trug sie einen Zwicker, und sie sah entsetzlich tüchtig aus. Immerhin schien es auch ihr schwer zu fallen, dem Tempo von Sir Eustace zu folgen.

«Melde mich zur Stelle, Sir», sagte ich keck.

Sir Eustace blieben die Worte im Mund stecken, und er starrte mich mit weit aufgerissenen Augen an. Miss Pet-

tigrew musste trotz ihrer kräftigen Figur nervös sein, denn sie fuhr wie von einer Tarantel gestochen von ihrem Stuhl auf.

«Du meine Güte!», stieß Sir Eustace aus. «Hat Sie Ihr Liebhaber in Durban vielleicht versetzt?»

«Ich ziehe Sie vor, Sir Eustace», antwortete ich.

Miss Pettigrew hüstelte, und Sir Eustace räusperte sich. «Ja, Miss Pettigrew, wo sind wir gleich stehen geblieben? Oh, ich weiß; ‹Tylman Roos erklärte in einem Vortrag…› Was ist los, Miss Pettigrew? Warum schreiben Sie nicht?»

«Ich befürchte», sagte Colonel Race liebenswürdig, «Miss Pettigrews Bleistift ist abgebrochen.»

Er nahm den Bleistift aus ihrer Hand und spitzte ihn sorgfältig. Sir Eustace und ich starrten ihn an. In seiner Stimme schwang etwas mit, das mich stutzig machte.

22

Aus dem Tagebuch von Sir Eustace Pedler

Ich hätte die größte Lust, mein Tagebuch nicht weiterzuführen und stattdessen einen Artikel zu schreiben mit dem Titel: «Meine Sekretäre». Was Sekretäre anbelangt, scheine ich vom Pech verfolgt zu sein. Einmal habe ich gar keinen Sekretär, im nächsten Moment wieder zu viele. Augenblicklich gondle ich mit einem ganzen Sack voll Frauenzimmern nach Rhodesien. Natürlich nimmt Race die beiden hübschen für sich in Anspruch und überlässt mir die Ausschussware. Und das, obgleich dies doch *mein* Wagen und nicht derjenige von Race ist. Aber so ergeht es mir immer.

Jetzt ist Anne Beddingfeld also doch noch zu uns gestoßen. Eigentlich sollte sie meine Sekretärin sein, aber den ganzen Nachmittag saß sie mit Race auf der Aussichtsplattform und bewunderte die Schönheiten der Landschaft. Vielleicht fürchtet sie sich vor Miss Pettigrew, was ich verstehen würde. Diese Frau mit ihren großen Plattfüßen ist geradezu abstoßend.

Es ist etwas Geheimnisvolles um diese Anne Beddingfeld. Sie ist im allerletzten Augenblick auf den Zug aufgesprungen – und dabei hatte Pagett doch behauptet, er habe sie am Vorabend zum Zug nach Durban gebracht und sie abfahren sehen. Entweder muss Pagett wieder betrunken gewesen sein, oder die Kleine kann hexen.

Ja, das Thema «Meine Sekretäre», wäre recht ergiebig. Nummer eins: Ein heimlicher Säufer, der in Italien irgendetwas verbrochen hat; Nummer zwei: Ein Mörder auf

der Flucht vor der Gerechtigkeit; Nummer drei: Ein hübsches Mädchen, das die Fähigkeit besitzt, gleichzeitig an zwei Orten zu sein; Nummer vier schließlich: Miss Pettigrew, die ich für ein besonders gefährliches Exemplar halte. Wahrscheinlich ist sie sogar Pagetts Verbündete; ich würde mich gar nicht wundern, eines Tages zu erfahren, dass Pagett mich schmählich hintergeht. Alles in allem war Rayburn noch der Beste.

Soeben war ich auf der Plattform und hoffte auf eine begeisterte Begrüßung. Aber o nein! Beide Frauen lauschten fasziniert einer Reiseschilderung von Race. Ich werde meinen Wagen umtaufen müssen. Statt «Sir Eustace Pedler und Gesellschaft», müsste er «Colonel Race und sein Harem» heißen.

«Ich bin so froh, dass wir das alles bei Tageslicht sehen», rief Anne Beddingfeld. «Ich darf gar nicht daran denken, dass mir dies alles entgangen wäre, wenn ich jetzt im Zug nach Durban säße!»

«Ja», sagte Race lächelnd, «Sie wären morgen früh in der Karru aufgewacht, in einer heißen, dunstigen Einöde aus Stein und Fels.»

«Das ist wohl der beste Tageszug nach Rhodesien?», fragte Anne Beddingfeld naiv.

Race lachte. «Der beste Tageszug? Meine liebe Miss Anne, es fahren nicht mehr als drei Züge in der Woche: Montag, Mittwoch und Samstag. Können Sie sich vorstellen, dass wir erst am Samstag zu den großen Wasserfällen kommen?»

«Wie lange wollen Sie dort bleiben, Sir Eustace?», fragte Mrs Blair.

«Das hängt ganz davon ab, wie sich die Dinge in Johannesburg entwickeln. Eigentlich wollte ich ein paar Tage bei den Victoriafällen bleiben, die ich noch nie gesehen habe, und dann nach Johannesburg weiterfahren, um an Ort und Stelle die Situation im Rand zu studieren.

Aber nach allem, was ich höre, dürfte Johannesburg in der nächsten Zeit kein sehr gemütliches Pflaster sein. Ich habe keine Lust, politische Verhältnisse zu studieren, während rings um mich eine Revolte tobt.»

Race lächelte überheblich.

«Ich glaube, Ihre Befürchtungen sind übertrieben, Sir Eustace. Es wird keine große Gefahr für Sie in Johannesburg geben.»

Die Frauen blickten ihn schmachtend an. Das ärgerte mich maßlos. Ich bin mindestens so tapfer wie Race, wenn ich auch nicht danach aussehe.

«Ich darf wohl annehmen, dass Sie ebenfalls dort sein werden», sagte ich kühl.

«Höchstwahrscheinlich. Vielleicht fahren wir zusammen hin.»

«Vielleicht, aber es ist auch möglich, dass ich doch etwas länger bei den Fällen bleibe», entgegnete ich unverbindlich. Was geht es Race an, ob und wann ich nach Johannesburg fahre? Mir scheint, er ist hinter Anne her. «Was sind eigentlich Ihre Pläne, Miss Anne?»

«Das hängt ganz davon ab…», kopierte sie mich.

«Und ich dachte, Sie seien meine Sekretärin», warf ich ein.

«Oh, ich bin überflüssig geworden. Sie haben doch jetzt Miss Pettigrew!»

Donnerstagnacht

Wir haben soeben Kimberley verlassen. Race wurde bedrängt, die Geschichte von dem Diamantendiebstahl nochmals in allen Einzelheiten zu wiederholen. Warum sind Frauen eigentlich so interessiert an allem, was mit Diamanten zusammenhängt?

Endlich hat Anne Beddingfeld den Schleier ihres Geheimnisses gelüftet. Sie scheint eine Zeitungsreporterin zu sein. Heute früh hat sie ein ellenlanges Telegramm nach London gesandt. Nach all dem, was ich in der Nacht aus Mrs Blairs Abteil hörte, muss sie ihr eine ganze Artikelserie vorgetragen haben.

Anscheinend ist sie die ganze Zeit hinter dem «Mann im braunen Anzug», her gewesen. Aber auf der *Kilmorden* hat sie ihn dennoch nicht erkannt. Nun, ich muss zugeben, dass sie auch wenig Gelegenheit dazu hatte. Doch jetzt ist sie eifrig beschäftigt mit einem Bericht mit dem Titel «Meine Reise mit dem Mörder an Bord», und natürlich erfindet sie Märchen über Gespräche, die sie mit ihm geführt haben will. Ich weiß, wie so etwas vor sich geht.

Immerhin ist das Mädchen gescheit. Ganz auf eigene Faust hat sie herausgefunden, dass die Frau, die in meinem Haus ermordet wurde, eine russische Tänzerin namens Nadina ist. Ich habe Anne gefragt, ob sie ihrer Sache sicher sei. Sie meinte, es sei lediglich eine Schlussfolgerung. Doch der Zeitung hat sie es natürlich als feststehende Tatsache gekabelt. Frauen haben manchmal solche Intuitionen – ich zweifle nicht daran, dass Anne Beddingfeld völlig Recht hat –, aber es ist schon ein starkes Stück, das eine «Schlussfolgerung», zu nennen.

Langsam geht mir Verschiedenes auf. Race sprach davon, dass die Polizei glaube, Rayburn sei nach Rhodesien geflohen. Möglicherweise hat er sich im Montag-Zug versteckt. Er ist zwar telegrafisch avisiert worden, und man hat keinen Menschen entdeckt, der auf seine Beschreibung passt, aber das will natürlich nichts heißen. Er ist ein listiger Bursche, und er kennt Südafrika zur Genüge. Wahrscheinlich hat er sich als altes Kaffernweib verkleidet, während die einfältigen Polizisten nach einem hübschen jungen Mann Ausschau hielten.

Wie dem auch sei, Anne Beddingfeld ist hinter ihm her. Sie will ihm auf eigene Faust nachspüren und den Triumph für sich und das *Daily Budget* einheimsen. Die jungen Mädchen von heute sind sehr kaltblütig. Ich habe ihr zu verstehen gegeben, dass ich ihr Benehmen für unweiblich halte – sie lachte mich nur aus. Ihr Glück sei gemacht, wenn sie ihn zur Strecke bringe, erklärte sie. Race gefällt diese Art auch nicht, das konnte ich deutlich sehen. Vielleicht fährt Rayburn sogar in unserem Zug mit? Dann kann es uns passieren, dass wir alle in unseren Betten umgebracht werden. Das sagte ich auch zu Mrs Blair, aber sie fand den Gedanken sehr spaßhaft und meinte, es wäre ein fabelhafter Treffer für Anne, wenn sie als Erste meine Ermordung dem *Daily Budget* melden könnte. Frauen sind brutal.

23

Annes Bericht

Die Fahrt nach Rhodesien war herrlich. Jeden Tag gab es etwas Neues zu sehen. Erst die prächtige Szenerie des HexRiver-Tales, dann die einsame Größe der Karru, und schließlich den weiten Horizont des Betschuanalandes. Suzanne erwarb an jeder Station eine ganze Kollektion der reizenden geschnitzten Holztiere, die die Eingeborenen zum Verkauf anboten, und ich musste einfach ihrem Beispiel folgen.

Suzannes Staunen, als ich in Kapstadt plötzlich in ihrem Abteil erschien, war unvorstellbar. Doch erst, als wir in unseren Betten lagen, konnten wir uns aussprechen. Dafür dauerte die Unterhaltung die halbe Nacht.

Mir war klar, dass ich nun nicht nur eine Angriffs-, sondern auch eine Verteidigungstaktik planen musste. Solange ich mit Sir Eustace und Colonel Race reiste, war ich einigermaßen in Sicherheit. Beide waren gewichtige Persönlichkeiten, und meine Feinde würden wohl kaum wagen, hier in ein Wespennest zu stechen. In der Nähe von Sir Eustace blieb ich auch gewissermaßen in Verbindung mit Guy Pagett – und Pagett war der Mittelpunkt, um den sich alles drehte. Ich habe Suzanne gefragt, ob sie ihn für den mächtigen Colonel halte. Seiner untergeordneten Stellung nach war das zwar unwahrscheinlich, doch war mir ein paarmal aufgefallen, dass sich Sir Eustace stark von seinem Sekretär beeinflussen lässt. Die scheinbare Bedeutungslosigkeit dieser Stellung mochte eine gute Tarnung sein.

Doch Suzanne verwarf diese Überlegung. Sie konnte nicht glauben, dass ein Guy Pagett der leitende Kopf eines solchen gewaltigen Unternehmens war. Ihrer Meinung nach hielt sich der «Colonel», viel mehr im Hintergrund und war wohl schon lange vor uns in Südafrika.

Es sprach vieles für ihre Auffassung, und dennoch befriedigte sie mich nicht ganz, denn jedes Mal, wenn etwas Verdächtiges geschah, war Pagett daran beteiligt. Allerdings fehlte ihm die Autorität, die man bei einer leitenden Persönlichkeit voraussetzen dürfte.

«Vielleicht ist er auch nur der Großwesir des Allerhöchsten», sagte ich, als ich an diesem Punkt angelangt war. «Ich wüsste übrigens gerne, wie Sir Eustace sein Vermögen gemacht hat.»

«Verdächtigst du ihn schon wieder?»

«Nicht unbedingt, aber immerhin ist er Pagetts Herr und Meister, und außerdem gehört ihm das Haus zur Mühle.»

«Ich weiß, dass er nicht gern über sein Geld spricht», meinte Suzanne nachdenklich. «Aber das bedeutet nicht unbedingt Verbrechen – eher hat er ein sensationelles Haarwuchsmittel auf den Markt gebracht.»

Auch von Pagetts Schuld war Suzanne noch immer nicht restlos überzeugt. Ich mochte jedoch nicht mehr mit ihr darüber streiten, denn es gab Vordringlicheres zu besprechen.

Es schien notwendig, dass ich mich endlich zu irgendeiner Position bekannte, denn ich konnte nicht länger allen Fragen über meine Absichten ausweichen. Die Lösung dieser Schwierigkeit lag klar auf der Hand: das *Daily Budget!* Mein weiteres Schweigen konnte Harry Rayburn nichts mehr nützen; er war bereits ohne mein Zutun überall als der «Mann im braunen Anzug», bekannt. Am ehesten half ich ihm noch, indem ich mich scheinbar gegen ihn stellte. Der «Colonel», und seine Leute durften

nicht wissen, dass zwischen mir und dem Mann, den sie als Sündenbock für den Mord in Marlow ausersehen hatten, eine Freundschaft bestand.

Soviel mir bekannt war, hatte man die Frau im Haus zur Mühle noch nicht identifiziert. Ich würde Lord Nasby kabeln, dass es sich um die russische Tänzerin Nadina handle, die über eine so lange Zeit in Paris Triumphe gefeiert hatte. Eigentlich schien es mir ganz unfassbar, dass niemand sie erkannt haben sollte. Später erst erfuhr ich die Gründe: Nadina war nie in England aufgetreten und dem Londoner Publikum daher unbekannt. Die Aufnahmen, die man von dem Opfer in Marlow gemacht hatte, waren wie üblich verzerrt. Und Nadina hatte keinem Menschen gegenüber ihre Reise nach England erwähnt. Am Tag nach dem Mord hatte ihr Manager einen Brief erhalten, in dem sie ihm mitteilte, sie müsse aus privaten Gründen dringend für kurze Zeit nach Russland.

Ich sandte also ein langes Telegramm an das *Daily Budget*. Wie ich hinterher erfuhr, wurden meine Angaben geprüft und für richtig befunden, und die Zeitung veröffentlichte sie als *die* Sensation des Jahres. Die Artikel selbst gerieten erst viel später in meine Hände, doch in Bulawajo erreichte mich ein Telegramm. Lord Nasby gratulierte mir höchstpersönlich, nahm mich in den Stab seiner Mitarbeiter auf und übertrug mir offiziell die Jagd nach dem Mörder. Und ich, nur ich allein wusste, dass Harry Rayburn nicht der Mörder war! Doch mochte die Welt glauben, was sie wollte, für den Moment war es so am besten.

24

Am Samstagvormittag trafen wir in Bulawajo ein. Die Stadt gefiel mir gar nicht; es war entsetzlich heiß und das Hotel scheußlich. Sir Eustace war ebenfalls schlechter Laune. Ich glaube, unsere Holztiere ärgerten ihn, besonders die große Giraffe. Wir hatten unsere liebe Mühe mit ihnen, denn natürlich konnten wir sie nicht allein schleppen. Colonel Race half uns nach Kräften, und die große Giraffe drückte ich Sir Eustace in den Arm. Selbst die tüchtige Miss Pettigrew entkam uns nicht, obwohl ich das Gefühl hatte, dass sie mich nicht mochte. Sie vermied es nach Möglichkeit, mit mir zusammenzutreffen. Und das Komische dabei war, dass mir ihr Gesicht so bekannt vorkam, obgleich ich mir absolut nicht vorstellen konnte, sie schon mal gesehen zu haben.

Wir faulenzten den ganzen Vormittag und fuhren nach dem Lunch zu den Matopobergen, zum Grab von Cecil Rhodes. Das heißt, wir hatten alle die Absicht, dorthin zu fahren, aber plötzlich setzte Sir Eustace sein Schmollgesicht auf und hatte keine Lust dazu. Miss Pettigrew, als perfekte Angestellte, schloss sich natürlich sofort an. Und im letzten Augenblick erklärte auch Suzanne, zu müde zu sein. Also fuhren Colonel Race und ich allein.

Er ist ein eigentümlicher Mensch. Besonders wenn man mit ihm allein ist, wirkt seine Persönlichkeit erdrückend. Er spielt den großen Schweiger, aber sein Schweigen sagt mehr als tausend Worte.

So war es auch an diesem Tag, als wir durch das gelblich braune Buschwerk auf die Berge zurollten. Unser

Wagen schien das allerälteste Modell eines Ford zu sein. Seine Polster hingen in Fetzen, von Federung gar keine Rede, und auch mit dem Motor war offensichtlich etwas nicht in Ordnung.

Nach und nach veränderte sich das Landschaftsbild. Riesige Felsblöcke in phantastischen Formen tauchten auf, und ich hatte das Gefühl, mich mitten in der Steinzeit zu befinden.

Endlich erreichten wir den Platz, wo Cecil Rhodes ruhte. Lange Zeit saßen wir schweigend da. Dann begannen wir den Abstieg von einer anderen Stelle aus. Es war eine mühsame Kletterei, und einmal kamen wir zu einer steilen Felsspalte, die fast senkrecht in die Tiefe stürzte.

Colonel Race überquerte sie zuerst, dann drehte er sich zu mir um. «Es ist besser, wenn ich sie hinüberhebe», sagte er und schwang mich mit einer raschen Bewegung auf den sicheren Grund. Ich fühlte seine Kraft, als er mich niedersetzte und losließ. Und wieder wurde mir angst in seiner Nähe, denn er trat nicht zur Seite, sondern blieb dicht vor mir stehen und blickte mir in die Augen.

«Was tun Sie eigentlich hier, Anne Beddingfeld?», fragte er.

«Ich bin eine Zigeunerin und sehe mir die Welt an.»

«Ja, das stimmt. Reporterin? Das ist nur ein Vorwand. Sie ziehen auf eigene Faust los und versuchen das Leben zu packen. Doch das ist nicht alles.»

Was für Bekenntnisse erwartete er von mir? Ich hatte Angst. Doch mein Blick war offen, als ich ihn ansah. «Ich gebe die Frage zurück: Was tun *Sie* hier, Colonel Race?», entgegnete ich.

Erst glaubte ich, er würde nicht antworten; jedenfalls schien er verblüfft. Doch dann lag in seinen Worten ein grimmiges Vergnügen.

«Meinem Ehrgeiz nachjagen», sagte er. «Ja, das ist der richtige Ausdruck.»

«Man behauptet», fuhr ich langsam fort, «dass Sie mit dem Geheimdienst zu tun haben – ist das wahr?»

Bildete ich es mir nur ein, oder zögerte er wirklich?

«Ich kann Ihnen versichern, Miss Beddingfeld, dass ich ausschließlich als Privatperson hier bin und zu meinem eigenen Vergnügen reise.»

Als ich später über diese Worte nachdachte, erschienen sie mir ziemlich zweideutig. Vielleicht war das seine Absicht.

Wir sprachen nicht mehr, bis wir zum Wagen kamen, und schweigend verlief auch die erste Hälfte der Rückfahrt. Plötzlich ergriff er meine Hand.

«Anne», sagte er mit sanfter Stimme, «ich brauche Sie – wollen Sie mich heiraten?»

Ich war völlig bestürzt.

«O nein», stammelte ich, «nein, das kann ich nicht.»

«Weshalb nicht?»

«Weil… weil ich Sie nicht liebe.»

«Ich verstehe. Ist das der einzige Grund?»

Die Frage musste ehrlich beantwortet werden, mindestens das schuldete ich ihm.

«Nein», sagte ich. «Es ist nicht der einzige Grund. Ich liebe einen anderen Mann.»

«Ich verstehe», wiederholte er. «Und war das schon so, als ich Sie kennen lernte? Ganz zu Beginn, auf der *Kilmorden?*»

«Nein», flüsterte ich. «Es geschah… später.»

«Ich verstehe», sagte er zum drittenmal, doch jetzt war ein entschlossener Klang in seiner Stimme, der mich erschreckte. Sein Gesicht war grimmiger denn je.

«Was… wollen Sie… damit… sagen?», stammelte ich.

Er blickte mich an, rätselhaft, beherrscht.

«Nun, jetzt weiß ich wenigstens, was ich zu tun habe.»

Seine Worte ließen mich erschauern. Es lag eine Entschlossenheit darin, die ich nicht begriff und die mich ängstigte.

Wir sprachen kein Wort mehr, bis wir im Hotel waren. Ich ging sofort zu Suzanne. Sie lag auf ihrem Bett und las und sah nicht im Geringsten müde aus.

«Hier ruht die taktvolle Anstandsdame», begrüßte sie mich. «Aber Anne, was ist denn los mit dir?»

Ich war in Tränen ausgebrochen.

«Nichts, nichts, nur die Nerven», murmelte ich. Nein, über Colonel Race konnte ich nicht sprechen, das wäre nicht anständig ihm gegenüber. Aber Suzanne ist klug; sie fühlte natürlich sofort, dass ich ihr etwas verheimlichte.

«Du hast dich hoffentlich nicht erkältet, Anne? Das klingt zwar lächerlich bei dieser Hitze, aber du hast ja einen richtigen Schüttelfrost.»

Ich versuchte zu lachen. «Es sind wirklich nur die Nerven. Ich habe das Gefühl, dass etwas Furchtbares geschehen wird.»

«Das ist Unsinn, Anne», sagte Suzanne entschieden. «Wir wollen lieber über wirkliche Dinge reden, über diese Diamanten…»

«Was ist mit ihnen?»

«Sie sind bei mir nicht mehr in Sicherheit. Jetzt, da wir befreundet sind, verdächtigt man mich genauso wie dich.»

«Kein Mensch weiß, dass sie in dieser Filmkapsel sind», wandte ich ein. «Das ist ein ausgezeichnetes Versteck, ein besseres könnten wir niemals finden.»

Zögernd stimmte sie mir zu; doch dann meinte sie, wir müssten über die Sache noch einmal sprechen, sobald wir bei den Victoriafällen seien.

Unser Zug fuhr um neun Uhr. Sir Eustace befand sich noch immer in schlechter Laune, und Miss Pettigrew sah sehr bedrückt aus. Colonel Race verhielt sich wie immer, und ich hatte das Gefühl, ich müsse unsere Unterhaltung nur geträumt haben.

Ich schlief schlecht in dieser Nacht auf meiner harten Bank und träumte von drohenden Gefahren. Mit bösen Kopfschmerzen wachte ich auf und tastete mich zur Aussichtsplattform unseres Wagens. Die Luft war frisch und angenehm, und so weit der Blick reichte, erhoben sich wellige, bewaldete Hügel.

Um halb drei riss mich Colonel Race aus meiner Versunkenheit und wies auf einen weißen Nebel, der über einem Hügel aufstieg.

«Der Wasserstaub der Victoriafälle», sagte er. «Bald werden wir dort sein.»

Noch immer hüllte mich das seltsame, erregende Traumgefühl ein, das mir einreden wollte, ich sei heimgekommen! Und doch hatte ich dieses Land noch nie gesehen.

Wir gingen zu Fuß vom Bahnhof zum Hotel, einem großen weißen Gebäude, dessen Fenster mit Moskitonetzen abgedichtet waren. Wir traten auf die Terrasse hinaus – und ich stieß einen Ausruf des Entzückens aus. Vor uns sprühten und brausten die Fälle, wenige hundert Meter entfernt. Noch nie hatte ich etwas so Großartiges, so Herrliches gesehen.

«Anne, du bist wie verzaubert», sagte Suzanne, als wir uns zu Tisch setzten.

Sie blickte mich verwundert an.

«Bin ich wirklich verzaubert?», fragte ich lachend, aber mein Lachen klang gezwungen. «Es ist so unaussprechlich herrlich.»

«Ja, das ist es.»

Ich war nicht nur glücklich – ich hatte auch das bestimmte Gefühl, dass sich hier bald etwas ereignen würde. Und ich wartete, unruhig, erregt, voller Spannung.

Nach dem Tee gingen wir zu den Fällen, überschritten die Brücke und folgten einem Pfad, der, beidseitig mit weißen Steinen markiert, die tiefe Kluft entlangführte. Schließlich erreichten wir eine Lichtung, von der links ein schmaler Weg zur Schlucht hinunter abbog.

Wir beschlossen jedoch, uns den Abstieg bis morgen aufzusparen, und unternahmen stattdessen noch einen Spaziergang bis zum Regenbogenwald.

Erst kurz vor dem Abendessen erreichten wir das Hotel. Sir Eustace schien eine geheime Abneigung gegen Colonel Race gefasst zu haben. Nach dem Essen zog er sich in sein Zimmer zurück und befahl Miss Pettigrew, ihm zu folgen. Wir anderen blieben noch eine Weile sitzen. Doch bald erklärte Suzanne gähnend, sie sei zum Umfallen müde und wolle schlafen gehen. Da ich keine Lust hatte, mit Colonel Race allein zu bleiben, schloss ich mich ihr an.

Zum Schlafen war ich jedoch viel zu aufgeregt; ich zog mich nicht einmal aus, sondern lehnte mich in meinen Sessel zurück und träumte. Und ständig hatte ich das Gefühl, dass etwas geschehen würde – bald – jetzt – gleich…

Ein Klopfen an meiner Tür ließ mich auffahren. Ich öffnete. Ein kleiner schwarzer Junge hielt mir einen Brief hin. Er war in einer mir unbekannten Handschrift an mich adressiert. Ich nahm ihn, kehrte ins Zimmer zurück und riss den Umschlag auf. Sein Inhalt war sehr kurz:

Ich muss Sie sehen, doch ich wage es nicht, ins Hotel zu kommen. Wollen Sie mich bei der Lichtung oberhalb der Fälle treffen? Bitte, kommen Sie in Erinnerung an Kabine siebzehn. Der Mann, den Sie als Harry Rayburn kennen.

Mein Herz hämmerte wild. Er war hier! Oh, ich hatte es ja geahnt!

Ich wand einen Schal um meinen Kopf und stahl mich hinaus. Es hieß vorsichtig sein, denn er wurde verfolgt, und man durfte mich nicht sehen.

Vor Suzannes Tür hielt ich kurz inne. Ich hörte ihr ruhiges, gleichmäßiges Atmen; sie schlief fest.

Sir Eustace? Er war immer noch beim Diktieren; wiederholte Miss Pettigrew seine letzten Worte: «Ich schlage daher vor, dass das Problem der schwarzen Arbeiter…» Sie wartete auf eine Fortsetzung, und gleich darauf brummte Sir Eustace ein paar undeutliche Sätze.

Ich stahl mich weiter. Colonel Race war nicht in Zimmer, und ich entdeckte ihn auch nicht in der Halle. Und er war der Mann, den ich am meisten fürchtete! Aber ich durfte keine Zeit mehr verlieren. Ungesehen schlüpfte ich aus dem Hotel und schlug den Weg zur Brücke ein.

Auf der anderen Seite blieb ich stehen und verharrte im Schatten. Wenn mir jemand gefolgt war, so musste ich ihn jetzt auf der Brücke sehen. Doch die Minuten verflossen, niemand näherte sich. Ich war also nicht beobachtet worden. Vorsichtig bewegte ich mich auf die Lichtung zu. Nach wenigen Schritten hörte ich ein Rascheln hinter mir; ich verhielt mich ganz ruhig. Vom Hotel war mir keiner gefolgt, doch jemand wartete bereits hier!

Und plötzlich wusste ich, dass ich in großer Gefahr war. Es war derselbe Instinkt, der mich auf der *Kilmorden* gewarnt hatte.

Ich blickte über meine Schulter. Völlige Stille. Ich tat wieder zwei Schritte – und wieder hörte ich das Rascheln. Im Gehen sah ich nochmals zurück. Aus dem Schatten hob sich die Gestalt eines Mannes ab, doch es war zu dunkel, um ihn zu erkennen. Ich sah nur, dass er groß und ein Weißer sein musste.

Er merkte, dass ich ihn entdeckt hatte, und sprang direkt auf mich zu. Ich lief um mein Leben; die weißen wiesen mir den Weg. Doch plötzlich trat mein Fuß ins Leere. Ich hörte den Mann hinter mir lachen, ein böses unheilvolles Lachen. Es hallte in meinen Ohren nach, als ich kopfüber in die Tiefe stürzte – tiefer, immer tiefer ins Nichts.

25

Mein Erwachen war langsam und schmerzhaft. Mein Kopf brummte, und scharfe Stiche durchzuckten meinen linken Arm, wenn ich ihn zu bewegen versuchte. Alles erschien mir unwirklich, wie ein böser Traum. Wieder hatte ich das Gefühl zu fallen. Einmal war mir, als beuge sich Harry Rayburn über mich. Dann zerfloss sein Gesicht wieder in der Dunkelheit. Irgendjemand hielt mir eine Schale an den Mund, und ich trank gierig. Ein schwarzes Gesicht grinste mich an wie ein Teufel. Ich schrie laut auf. Dann wieder Träume. Dunkle Fieberträume, in denen ich vergeblich versuchte, Harry Rayburn zu warnen. Wovor? Ich wusste es nicht. Doch rings um ihn lauerte Gefahr, und nur ich allein konnte ihn retten. Wieder zerfloss alles in Dunkelheit, doch diesmal in eine ruhige Zuversicht, und ich schlief ein, tief und fest.

Endlich kam ich zu mir, der lange Alpdruck war vorbei. Ich erinnerte mich wieder, was geschehen war: Meine Flucht aus dem Hotel, um Harry Rayburn zu treffen, der Mann im Schatten, und dieser letzte, entsetzliche Sturz ins Leere…

Auf wundersame Weise hatte ich mir nicht den Hals gebrochen. Ich war zerschlagen und sehr müde, aber ich lebte! Doch wo befand ich mich? Mühsam bewegte ich den Kopf und blickte mich um. Ich war in einem kleinen Raum mit rohen Holzwänden, an denen Tierfelle und Elfenbeinzähne hingen. Mein Lager war ebenfalls mit Fellen bedeckt. Mein linker Arm war verbunden. Erst glaubte ich allein im Zimmer zu sein, doch dann entdeck-

te ich, dass ein Mann zwischen mir und dem Fenster saß. Er drehte mir den Rücken zu und schien unbeweglich wie eine Holzfigur. Sein kurzgeschorener dunkler Kopf kam mir bekannt vor, aber ich wagte es nicht, meiner Einbildung zu trauen. Doch auf einmal wandte er sich um, und ich hielt den Atem an: Es war Harry Rayburn, wirklich und wahrhaftig.

Er erhob sich und trat neben mein Lager.

«Fühlen Sie sich jetzt besser?», fragte er etwas verlegen.

Ich konnte nicht antworten, die Tränen strömten über mein Gesicht.

«Nicht weinen, Anne! Bitte, nicht weinen. Sie sind in Sicherheit, niemand wird Ihnen etwas tun.»

Er holte eine Schale und hielt sie mir hin. «Trinken Sie etwas von dieser Milch.»

Gehorsam trank ich. Er redete weiter, in dem leisen, beruhigenden Ton, mit dem man zu einem Kind spricht.

«Stellen Sie keine weiteren Fragen; Sie müssen jetzt schlafen, Anne, dann werden Sie sich wieder kräftiger fühlen. Soll ich weggehen?»

«Nein!», flüsterte ich flehend. «O nein!»

«Dann bleibe ich bei Ihnen.»

Er holte einen kleinen Hocker und setzte sich neben mich. Ich spürte seine Hand auf der meinen, warm und besänftigend, und ruhig schlief ich wieder ein.

Es musste heller Tag sein, als ich erwachte; die Sonne stand hoch am Himmel. Ich war allein in der Hütte, doch als ich mich regte, erschien eine alte Negerin. Sie war hässlich wie die Sünde, aber sie lachte mich aufmunternd an, brachte Wasser in einer Schüssel und half mir, Gesicht und Hände zu waschen. Dann kam sie mit einem großen Teller voll Suppe, und ich aß, bis nichts mehr übrig war. Auf alle meine Fragen grinste sie nur, nickte

und schnatterte in einer gutturalen Sprache, so dass ich annehmen musste, sie verstünde kein Englisch.

Plötzlich erhob sie sich und trat respektvoll zur Seite. Harry Rayburn war eingetreten. Er nickte ihr freundlich zu; sie zog sich zurück und ließ uns allein. Er lächelte mich an.

«Jetzt geht es Ihnen aber bedeutend besser!»

«Ja, doch ich bin sehr verwirrt. Wo bin ich eigentlich?»

«Auf einer kleinen Insel im Sambesi, etwa vier Meilen oberhalb der Victoriafälle.»

«Wissen meine Freunde, wo ich bin?»

Er schüttelte den Kopf.

«Wie lange bin ich schon hier?»

«Nahezu einen Monat.»

«Oh!», rief ich erschrocken. «Ich muss unbedingt Suzanne benachrichtigen. Sie wird in großer Angst um mich sein.»

«Wer ist Suzanne?»

«Mrs Blair. Ich wohnte mit ihr im Hotel, mit ihr und Colonel Race und Sir Eustace. Doch das wissen Sie ja.»

Er schüttelte den Kopf. «Ich weiß gar nichts – außer, dass ich sie in der Gabel eines Baums fand, ohnmächtig und mit einem ausgerenkten Arm.»

«Wo stand dieser Baum?»

«Er hing dicht über der Schlucht. Wenn sich Ihre Kleider nicht in den Ästen verfangen hätten, wären Sie in die Tiefe gestürzt.»

Ich schauderte. Dann kam mir ein schrecklicher Gedanke.

«Sie sagen, Sie hätten nicht gewusst, dass ich hier sei. Was hat es dann mit dem Brief auf sich?»

«Was für ein Brief?»

«Sie schrieben mir doch, ich sollte Sie bei der Lichtung an den Fällen treffen.»

Er starrte mich verblüfft an.

«Ich habe Ihnen keinen Brief geschrieben.»

Ich fühlte, dass ich bis zu den Haarwurzeln errötete. Glücklicherweise schien er es nicht zu bemerken.

«Wie kam es dann, dass Sie gerade im richtigen Moment dort auftauchten?» Meine Frage sollte möglichst leicht klingen. «Und was tun Sie überhaupt in dieser Gegend?»

«Hier wohne ich», sagte er schlicht.

«Auf dieser Insel?»

«Ja. Ich kam nach dem Krieg hierher. Manchmal fahre ich Gäste des Hotels in meinem Boot herum, aber das Leben kostet mich hier fast nichts, und meistens tue ich einfach, wozu ich Lust habe.»

«Sie leben ganz allein?»

«Ich habe nicht die geringste Sehnsucht nach Gesellschaft», versicherte er kalt.

«Oh, es tut mir Leid, dass ich Ihnen die meine aufgedrängt habe», erwiderte ich. «Doch mir scheint, ich hatte wenig zu sagen in dieser Angelegenheit.»

Zu meinem Erstaunen zwinkerte er vertraulich.

«Überhaupt nichts. Ich habe Sie über die Schultern geworfen wie einen Sack Kohlen und Sie in mein Boot getragen.»

«Sie haben mir aber immer noch nicht erklärt, wie es kam, dass Sie mich wie einen Sack abschleppen konnten?»

«Ich war an diesem Abend unruhig und nervös. Irgendwie hatte ich das Gefühl, dass etwas geschehen würde. Schließlich fuhr ich mit dem Boot zum Ufer, ging an Land und dann zu den Fällen hinüber. Da hörte ich Ihren Aufschrei.»

«Und weshalb haben Sie nicht versucht, Hilfe aus dem Hotel zu holen, statt mich den ganzen langen Weg hierherzuschaffen?» Sein gebräuntes Gesicht überzog sich mit tiefer Röte.

«Ich weiß, Sie müssen mich für unglaublich eigenmächtig halten, aber Sie machen sich immer noch nicht klar, in welcher Gefahr Sie schweben 1 Sie sind der Ansicht, ich hätte Ihre Freunde informieren sollen! Nette Freunde, die Sie in den Tod locken wollten. Nein, ich habe mir geschworen, dass ich besser auf Sie aufpassen werde. Hierher kommt keine Seele. Ich habe die alte Batani, die ich einmal vom Fieber kurierte, gebeten, mir bei Ihrer Pflege zu helfen. Sie ist treu und wird nie ein Wort verlauten lassen. Ich könnte Sie monatelang bei mir versteckt halten, ohne dass ein Mensch eine Ahnung davon hätte.»

«Sie haben vollständig richtig gehandelt», sagte ich ruhig, «und ich werde auch niemanden benachrichtigen. Ein paar Tage machen keinen Unterschied mehr aus. Schließlich sind sie alle nur flüchtige Bekannte, selbst Suzanne. Und wer diesen Brief geschrieben hat, der muss sehr viel wissen. Das war nicht das Werk eines Außenstehenden.»

Ich brachte es fertig, die Worte des Briefs ohne Erröten zu wiederholen.

«Wenn Sie einen guten Rat von mir annehmen wollen…», sagte er zögernd.

«Ich bezweifle, dass ich das tun werde», meinte ich aufrichtig, «aber lassen Sie nur hören.»

«Sie folgen wohl stets Ihrem eigenen Kopf, Miss Beddingfeld?»

«Meistens», entgegnete ich vorsichtig. Zu jedem anderen Menschen hätte ich gesagt: «Immer!»

«Ihr Mann kann mir Leid tun», kam es unerwartet zurück.

«Dazu besteht keine Veranlassung. Ich werde nie heiraten ohne die ganz große Liebe. Und es gibt nichts Schöneres für eine Frau, als *alles* zu tun für den Mann, den sie liebt. Je eigenwilliger sie sonst ist, desto glücklicher wird sie dabei sein.»

«Da kann ich Ihnen nicht zustimmen; meistens ist es umgekehrt.» Seine Worte klangen verbittert.

«Leider!», rief ich eifrig. «Und deshalb sind so viele Ehen unglücklich. Immer sind die Männer daran schuld. Entweder lassen sie ihrer Frau jeden Willen, und dann werden sie von ihr verachtet. Oder sie sind maßlos selbstsüchtig und haben nie ein Wort des Dankes. Kluge Ehemänner wissen ihre Frau so zu leiten, dass sie alle ihre Wünsche erfüllt, und loben sie dann sehr dafür. Frauen ordnen sich gern unter, aber sie möchten wenigstens eine Anerkennung. Außerdem schätzen es die Männer gar nicht, wenn eine Frau immer unterwürfig ist. Wenn ich einmal heiraten sollte, werde ich meinem Mann von Zeit zu Zeit die Hölle heiß machen, damit er danach erkennt, was für ein Engel ich im Grunde bin.»

Harry lachte hellauf. Dann wandte er sich zur Feuerstelle um.

«Wollen Sie noch etwas Suppe haben?», fragte er.

«Ja, bitte. Ich bin hungrig wie ein Nilpferd.»

«Fein!»

«Sobald ich aufstehen kann, werde ich für Sie kochen», versprach ich.

«Sie werden wohl kaum viel davon verstehen.»

«Ich kann genauso gut die Sachen aus den Büchsen wärmen wie Sie», begehrte ich auf.

Er lachte wieder. Sein ganzes Gesicht wandelte sich, wenn er lachte. Er wurde kindlich froh, ein völlig neuer Mensch.

Die Suppe schmeckte herrlich. Während des Essens erinnerte ich ihn daran, dass er mir seinen guten Rat noch schuldete.

«Richtig! Ich bin der Meinung, Sie sollten sich vorerst hier ganz ruhig verhalten, bis Sie sich gründlich gestärkt haben. Ihre Feinde glauben, dass Sie tot sind. Dass Ihr Körper nicht gefunden wurde, kann sie nicht erstaunt haben. Sie wären auf den Felsen zerschmettert worden, und der Strom hätte Sie mit fortgerissen.»

Ich erschauderte bei dem Gedanken daran.

«Sobald Sie wieder bei Kräften sind, können Sie ruhig und unbehelligt nach Beira fahren und dort ein Schiff nach England nehmen.»

«Nein, so gefügig bin ich nicht!», entgegnete ich wütend.

«Eigensinnig wie in Kind!» Er schüttelte den Kopf und ging hinaus.

Meine Genesung machte rasche Fortschritte. Die beiden Verletzungen, die ich davongetragen hatte, waren ein Loch im Kopf und ein verstauchter Arm. Der Arm brauchte länger zur Heilung; zuerst hatte mein Retter geglaubt, er sei gebrochen. Doch eine genaue Untersuchung hatte ergeben, dass dem nicht so war, und obwohl ich immer noch Schmerzen hatte, ging es mir doch von Tag zu Tag besser.

Es war eine seltsame Zeit. Ich bestand darauf, mit meinem gesunden Arm so gut wie möglich zu kochen. Harry war oft fort, doch dann lagen wir wieder stundenlang im Schatten der Palmen vor der Hütte, plauderten und stritten und versöhnten uns. Wir zankten uns sehr häufig, und doch wuchs zwischen uns eine echte und dauerhafte Freundschaft, wie ich sie nie für möglich gehalten hätte. Freundschaft – und noch etwas anderes.

Mit Riesenschritten näherte ich mich dem Tag, an dem ich kräftig genug sein würde, um fortzugehen. Der Gedanke daran machte mir das Herz schwer. Würde er mich wirklich ziehen lassen? Ohne ein Wort, ohne ein Zeichen? Manchmal hatte er schweigsame Phasen, manchmal Momente, in denen er aufsprang und einfach davonlief. Und eines Abends kam die Krisis. Wir hatten unser einfaches Mahl beendet und saßen auf der Schwelle der Hütte. Die Sonne sank bereits.

Haarnadeln gehörten zu den Dingen, die mir Harry nicht verschaffen konnte; mein Haar hing offen herunter. Ich stützte mein Kinn in die Hand und fühlte, wie Harry mich anblickte.

«Sie sehen aus wie eine kleine Hexe, Anne», sagte er schließlich, und in seiner Stimme klang ein Ton mit, den ich noch nie gehört hatte.

Er streckte die Hand aus und berührte mein Haar. Plötzlich sprang er auf. «Morgen müssen Sie von hier fort, Anne», rief er. «Sie wissen schließlich selbst, dass dies nicht ewig so weitergehen kann.»

«Nein, wahrscheinlich nicht», sagte ich langsam. «Wenn Sie wollen, dass ich gehe, gehe ich morgen. Doch wenn Sie möchten, dass ich bleibe, dann bleibe ich!»

«Führen Sie mich nicht in Versuchung, Anne!», rief er. «Wissen Sie denn, wer ich bin? Ein Verbrecher, der von der Polizei gehetzt wird – ein Verfolgter. Man kennt mich hier als Harry Parker, und die Leute glauben, ich hätte einen weiten Treck durch das Land gemacht. Aber eines Tages zählen sie vielleicht zwei und zwei zusammen – und dann ist es mit einem Schlag aus. Anne, Sie sind so jung und schön. Die ganze Welt steht Ihnen offen – Liebe, Leben, alles. Mein Leben liegt hinter mir, versengt, zerstört…»

«Wenn Sie mich nicht brauchen…»

«Sie wissen, wie sehr ich Sie brauche! Sie wissen, dass ich mein Seelenheil dahingäbe, um Sie für immer hierzubehalten. Aber ich muss Sie retten – vor sich selbst und vor mir. Sie werden noch heute fortgehen. Sie werden nach Beira fahren…»

«Ich gehe niemals nach Beira», unterbrach ich ihn.

«Sie werden! Und wenn ich Sie selbst hinschleppen müsste. Glauben Sie, ich will jede Nacht mit der fürchterlichen Angst erwachen, dass man Sie vielleicht wieder erwischt hat? Sie müssen nach England zurückkehren, Anne – und heiraten und glücklich sein.»

«Und was geschieht mit Ihnen?»

Sein Gesicht wurde hart.

«Ich habe mein Werk zu vollenden. Fragen Sie mich nicht danach; wahrscheinlich können Sie es erraten. Eines kann ich Ihnen sagen: Ich will meinen Namen reinwaschen oder daran sterben. Und ich werde den Mann umbringen, der versuchte, Sie zu ermorden.»

«Wir müssen gerecht sein, er hat mich eigentlich nicht in den Abgrund gestoßen.»

«Das hatte er gar nicht nötig. Ich bin später dem Pfad gefolgt. Alles sah ganz harmlos aus, doch ich konnte an den Zeichen deutlich sehen, dass die Markierungssteine und versetzt worden waren, so dass sie direkt zum Abgrund hinführten.»

Er hielt inne und fuhr dann in völlig verändertem Ton fort: «Wir haben nie davon gesprochen, Anne, aber jetzt ist die Zeit gekommen, da Sie meine ganze Lebensgeschichte hören sollen – von Anfang bis Ende.»

«Wenn es Ihnen wehtut, von der Vergangenheit zu sprechen, dann lassen Sie es», sagte ich leise.

«Ich möchte, dass Sie alles wissen.»

Einige Zeit saß er schweigend da. Die Sonne war untergegangen, und der samtene Mantel der afrikanischen Nacht hüllte uns ein.

«Einiges weiß ich bereits», sagte ich zaghaft.

«Und was?»

«Ihr wirklicher Name ist Harry Lucas.»

26

«Sie haben Recht», begann er, «mein Name ist Harry Lucas. Mein Vater übernahm als ehemaliger Offizier eine Farm in Rhodesien. Er starb, als ich mein zweites Jahr in Cambridge verbrachte.»

«Haben Sie ihn sehr geliebt?», wollte ich wissen.

«Warum fragen Sie das, Anne? Natürlich liebte ich meinen Vater. Wir sagten uns bittere Dinge, als wir uns zum letztenmal sahen, und wir hatten oft Streit wegen meines ausgelassenen Lebens und meiner Schulden, aber ich hing sehr an dem alten Mann.

Wie sehr, das weiß ich erst jetzt, da es zu spät ist», fuhr er ruhiger fort. «In Cambridge habe ich auch meinen Freund kennen gelernt…»

«Den jungen Eardsley?»

«Ja, Eardsley. Sein Vater war einer der prominentesten Männer in Südafrika. Wir verstanden uns von Anfang an sehr gut, mein Freund und ich. Unsere Liebe zu Rhodesien brachte uns zusammen, und beide hatten wir eine Vorliebe für unbetretene Landstriche. Nachdem er Cambridge verlassen hatte, entzweite er sich endgültig mit seinem Vater. Mehrmals hatte dieser seine Schulden beglichen, doch diesmal weigerte er sich energisch. Es kam zu einem bösen Streit zwischen ihnen. Sir Laurence erklärte, er sei am Ende seiner Geduld und würde keinen Finger mehr für seinen Sohn rühren.

Er solle ihm jetzt beweisen, dass er auf eigenen Füßen stehen könne. Das Ergebnis war, dass wir gemeinsam

nach Südamerika fuhren, um dort nach Diamanten zu suchen. Ich will mich nicht über Einzelheiten auslassen, aber wir hatten eine herrliche Zeit. Viel Mühsal und Härte natürlich, doch wir waren glücklich. Wir lebten von der Hand in den Mund und kämpften oft ums nackte Dasein. Bei Gott, dabei lernt man einen Freund kennen! Das Band zwischen uns vermochte nur der Tod zu lösen. – Nun, Colonel Race hat Ihnen ja erzählt, dass unsere Mühen nicht umsonst waren. Wir entdeckten eine Art von neuem Kimberley mitten im Dschungel von Britisch-Guayana. Ich kann Ihnen unsere Erregung nicht schildern. Es war nicht eigentlich der Wert des Fundes, der uns so glücklich machte. Eardsley war an Geld gewöhnt und wusste, dass er von seinem Vater Millionen erben würde, und ich war, weiß Gott, schon immer arm gewesen und kannte nichts anderes.

Nein, es ging nicht um Geld, es handelte sich einfach um das Glück des Entdeckens.

Wir kamen nach Kimberley frohlockend über unseren Fund. Eine prächtige Kollektion Diamanten brachten wir mit, um sie den Experten zu zeigen. Und dann, im Hotel in Kimberley, trafen wir – *sie.*»

Ich erstarrte, meine Finger krampften sich um den Türpfosten.

«Anita Grünberg hieß sie. Sie war Schauspielerin, sehr jung und sehr schön. Ihre Heimat war Südafrika, doch ihre Mutter war Ungarin, soviel ich weiß. Irgendein Geheimnis umschwebte sie, und das war natürlich ein Anziehungspunkt mehr für zwei junge Burschen, die aus der Wildnis kamen. Wir verliebten uns beide Hals über Kopf in sie, und ihre Aufgabe wurde dadurch sehr erleichtert. Ein erster Schatten senkte sich über unsere Freundschaft, doch nicht einmal das vermochte uns zu entzweien. Jeder von uns war ehrlich gewillt, zurückzutreten, wenn sie sich für den andern entscheiden sollte.

Doch sie war überhaupt nicht auf Heirat aus, o nein! Später habe ich mich öfter gefragt, weshalb dies nicht ihr Ziel war, denn Sir Laurence Eardsleys einziger Sohn durfte ja wohl eine gute Partie genannt werden. Und dann habe ich erfahren, dass sie schon verheiratet war, mit einem Aufseher im Diamantenlager. Kein Mensch wusste davon. Sie bekundete größeres Interesse für unseren Fund; wir erzählten ihr alles darüber und zeigten ihr sogar die Steine.

Der Diebstahl der De-Beers-Diamanten wurde entdeckt, und kurz darauf tauchte plötzlich die Polizei bei uns auf und nahm unsere Steine mit. Zuerst lachten wir darüber, die ganze Sache erschien uns so absurd. Doch dann wurden die Diamanten dem Gericht vorgelegt – und es wurde eindeutig nachgewiesen, dass es sich um die gestohlenen handelte. Anita Grünberg war verschwunden. Auf schlaue Weise hatte sie den Austausch der Steine zustande gebracht, und unsere heiligen Eide, es handle sich bei den Diamanten gar nicht um unsere Steine, fanden natürlich keinen Glauben.

Sir Laurence Eardsley hatte einen gewaltigen Einfluss. Es gelang ihm, den Fall zu unterdrücken – aber zwei junge Menschen waren vernichtet, ihre Namen auf ewig gebrandmarkt. Und dem alten Sir Eardsley brach das Herz. Er hatte eine letzte, bittere Unterredung mit seinem Sohn, in der er ihm die schlimmsten Vorwürfe ins Gesicht schleuderte. Seinen Namen hatte er, soweit er konnte, zu schützen versucht, doch sein Sohn existierte von da an für ihn nicht mehr. Mein Freund aber war zu stolz, um vor seinem Vater seine Unschuld zu beteuern. Eine Woche später wurde der Krieg erklärt; wir meldeten uns beide als Freiwillige. Was dann geschah, das wissen Sie. Der Tod zerbrach eine Freundschaft, die ihresgleichen nicht wiederfindet.

Ich schwöre Ihnen, Anne, dass ich nur um seinetwillen diese Frau derart gehasst habe. Er hat den Tod gesucht,

er war tollkühn und gleichgültig gegen jede Gefahr. Die Enttäuschung, die er an ihr erlebt hatte, traf ihn schwerer als mich. Ich war wohl kurze Zeit irrsinnig verliebt – ein Strohfeuer, das rasch erlosch. Für ihn aber bedeutete sie den ganzen Lebensinhalt, ihr Verrat traf ihn bis ins Mark. An diesem Schlag ist er zerbrochen.»

Er schwieg, und ich überließ ihn seinen Gedanken an den toten Freund. Nach einer Weile fuhr er fort: «Sie wissen, dass ich als vermisst gemeldet wurde. Mir war es gleichgültig, ich ließ es dabei bewenden. Ich nahm den Namen Parker an und kam auf die Insel, die ich von Kindheit an kannte. Zu Beginn des Kriegs hatte ich noch die ehrgeizige Hoffnung gehegt, meine Unschuld eines Tages beweisen zu können. Doch nach dem Tod meines Freundes hatte mich jede Energie verlassen.

Wozu? fragte ich mich. Er war gefallen, und nähere Verwandte besaßen wir beide nicht mehr. Auch mich hielt man für tot – sollte es dabei bleiben! Ich führte ein friedliches Leben hier, weder glücklich noch besonders unglücklich. Jedes Fühlen in mir war erstorben.

Dann geschah eines Tages etwas, das mich aufrüttelte. Ich sollte eine Gesellschaft auf meinem Boot herumfahren und stand am Landungssteg, um den Leuten beim Einsteigen zu helfen, als ich plötzlich einen erschrockenen Ausruf vernahm. Ich wandte mich um und bemerkte einen kleinen Mann, der mich anstarrte, als ob ich ein Gespenst wäre. Sein Entsetzen war so auffallend, dass es meine Neugier erregte. Ich erkundigte mich im Hotel nach ihm und erfuhr seinen Namen. Er hieß Carton, kam aus Kimberley und war Aufseher im Diamantenlager De Beers'. In dieser Sekunde überfiel mich auf einmal wieder der ganze Jammer meiner verpfuschten Existenz. Ich verließ die Insel und fuhr nach Kimberley.

Dort konnte ich nicht viel über ihn erfahren. Schließlich entschied ich mich dafür, ihn direkt zu stellen. Ich nahm

meinen Revolver und ging zu ihm. Sehr bald erkannte ich, dass er Angst vor mir hatte – weniger vor meiner Waffe als vor meiner Person. Bald hatte ich alles erfahren, was ich wissen wollte. Er war es, der damals den Diebstahl der Diamanten bei De Beers ausgeführt hatte, und Anita Grünberg war seine Frau. Einmal hatte er uns gesehen, als wir mit Anita im Hotel saßen. Er hatte gelesen, dass ich gefallen sei, und mein Wiederauftauchen musste ihn daher zu Tode erschrecken. Sie hatten sehr jung geheiratet, doch ihr Zusammenleben dauerte nur kurze Zeit. Anita verließ ihn und geriet in schlechte Gesellschaft. Als er davon erzählte, erfuhr ich zum ersten Mal von der Existenz des geheimnisvollen ‹Colonels›. Carton selbst wurde nur ein einziges Mal in dessen Machenschaften verwickelt, nämlich bei diesem Diamantendiebstahl. Dies versicherte er mir nachdrücklich, und ich war geneigt, ihm zu glauben. Er war ganz entschieden nicht der Mann für eine Verbrecherlaufbahn.

Aber trotzdem war ich überzeugt, dass er mir noch etwas verheimlichte. Um das herauszufinden, bedrohte ich ihn mit der Pistole. In seiner Todesangst erzählte er die ganze Geschichte. Anscheinend war Anita Grünberg dem ‹Colonel› gegenüber misstrauisch gewesen. Statt ihm, wie vereinbart, alle unsere Diamanten auszuhändigen, hatte sie einen Teil davon zurückbehalten. Die Fachkenntnisse von Carton waren ihr dabei von Nutzen gewesen, denn sie hatte nur solche Steine unterschlagen, bei denen eine genaue Prüfung sofort ergeben musste, dass sie niemals aus den Minen von De Beers stammen konnten.

Hier lag eine Möglichkeit für mich! Meine Behauptung, man habe uns andere Steine untergeschoben, konnte nun bewiesen werden; ich würde den Fall noch einmal vor Gericht aufrollen, unsere Namen könnten rehabilitiert werden, und der Verdacht würde in die richtigen Bahnen gelenkt. Nach Cartons Erzählung war der ‹Colonel› persönlich beteiligt, denn Anita hatte ihn offenbar in der

Hand. Carton schlug mir vor, ein Abkommen mit seiner Frau zu treffen, die sich jetzt Nadina nannte. Er glaubte, sie würde für eine hohe Geldsumme bereit sein, sich von den Diamanten zu trennen und ihren früheren Verbündeten zu verraten. Er erklärte sich sogar bereit, ihr sofort in dieser Sache zu telegrafieren.

Doch ich hatte noch so meine Zweifel bezüglich Carton. Wohl ließ er sich leicht einschüchtern, aber in seiner Angst mochte er mir so viele Lügen aufgetischt haben, dass sich die Wahrheit schwer herausschälen ließ. Am folgenden Abend begab ich mich wiederum zu ihm, in der Hoffnung, er habe inzwischen Antwort auf sein Kabel erhalten. Man teilte mir mit, er sei verreist, würde aber bestimmt am nächsten Tag zurückkehren. Mein Misstrauen verstärkte sich. Ich zog Erkundigungen ein und erfuhr, dass er sich am übernächsten Tag in Kapstadt auf der *Kilmorden* einschiffen werde, um nach England zu fahren. Es gelang mir noch rechtzeitig, ebenfalls an Bord des Schiffs zu kommen.

Ich hatte nicht die Absicht, Carton durch meine Anwesenheit auf dem Schiff zu verängstigen. In Cambridge war ich öfter als Schauspieler aufgetreten, und es fiel mir nicht schwer, einen älteren, bärtigen Herrn mit Brille zu mimen. Ich ging ihm auf dem Schiff aus dem Weg, indem ich vorgab, seekrank zu sein, und meine Kabine kaum verließ.

In London war es leicht, ihm auf den Fersen zu bleiben. Er fuhr direkt zu einem Hotel und ging erst am nächsten Tag kurz vor ein Uhr wieder aus. Ich folgte ihm. Er fuhr zu einem Häusermakler in Knightsbridge und erkundigte sich dort nach einem Haus, das am Ufer des Flusses zu vermieten sei. Ich stand am nächsten Tisch und sprach mit einem anderen Angestellten, als plötzlich Anita Grünberg – oder Nadina erschien, anmaßend und schön wie immer. Gott, wie ich sie hasste! Hier stand die Frau, die mein Leben zerstört hatte, meines – und ein anderes,

weit wertvolleres. Es zuckte mir in den Fingern, ihr jetzt, sofort, meine Hände um den Hals zu legen und sie zu erwürgen. Ich sah rot und hörte kaum, was der Angestellte zu mir sagte. Dann vernahm ich ihre Stimme, hell und mit übertrieben fremdländischem Akzent: ‹Das Haus zur Mühle in Marlow, Eigentum von Sir Eustace Pedler. Das scheint mir das Richtige zu sein; auf jeden Fall werde ich hingehen und es ansehen.›

Der Makler stellte ihr eine Bescheinigung aus, und sie entfernte sich ebenso stolz, wie sie gekommen war. Kein Wort, kein Zeichen, dass sie Carton erkannt hatte, und dennoch war ich überzeugt, dass das Treffen beabsichtigt war. Aber dann ließ ich mich zu einem Trugschluss verleiten. Da ich nichts von der Abwesenheit von Sir Eustace wusste, hielt ich die Geschichte mit der Hausbesichtigung für einen bloßen Vorwand, um mit ihm zusammenzutreffen. Mir war bekannt, dass sich Sir Eustace zur Zeit des Diamantendiebstahls in Afrika aufgehalten hatte, und da ich ihn nie gesehen hatte, nahm ich an, er müsse der geheimnisvolle ‹Colonel› sein.

Ich folgte meinen beiden Verdächtigen. Nadina ging direkt zum Hotel Hyde Park und begab sich in das Restaurant. Ich wollte nicht riskieren, von ihr erkannt zu werden, und blieb daher Carton auf den Fersen, in der Hoffnung, dass er auf dem Weg sei, die Steine zu holen. Dann wollte ich mich ihm überraschend zu erkennen geben, um so die Wahrheit von ihm zu erfahren. Ich folgte ihm zur Untergrundbahn am Hyde Park Corner. In seiner Nähe stand nur ein junges Mädchen, sonst niemand. Daher entschloss ich mich, ihn jetzt direkt zu stellen.

Sie wissen, was dabei herauskam, Anne. In seinem Entsetzen, plötzlich einen Menschen vor sich zu sehen, den er in Afrika wähnte, verlor er den Kopf und fiel auf die Schienen. Ich gab mich als Arzt aus, und so gelang es mir, seine Taschen zu durchsuchen. Ich fand eine dünne Brieftasche mit ein paar Geldscheinen, einen oder zwei

unwichtige Briefe, einen Film, den ich später irgendwo wieder verloren haben muss, und einen Zettel, auf dem Ort und Zeit einer Verabredung auf der *Kilmorden Castle* gekritzelt waren. In der Eile verlor ich auch diesen Zettel, doch glücklicherweise hatte ich mir die Ziffern gemerkt.

Ich ging schnell zur nächstgelegenen Garderobe und entledigte mich meiner Verkleidung, um nicht als Taschendieb verhaftet zu werden. Dann kehrte ich zum Hotel Hyde Park zurück. Nadina saß noch immer beim Essen. Es ist wohl nicht nötig, Ihnen genau zu schildern, auf welche Weise ich ihr nach Marlow folgte. Sie ging in das Haus, und ich erlangte ebenfalls Einlass, indem ich der Pförtnerin gegenüber behauptete, ein Freund der Dame zu sein.»

Harry hielt inne. Eine Weile herrschte Schweigen.

«Sie werden mir doch glauben, Anne? Ich schwöre vor Gott, dass alles wahr ist, was ich Ihnen jetzt noch zu sagen habe. Ich folgte ihr mit Mordlust im Herzen – und fand sie tot! Es war entsetzlich. Tot – und ich war nur drei Minuten nach ihr ins Haus gegangen! Kein einziges Zeichen, dass außer mir noch ein anderer Mensch dort war. Natürlich erkannte ich sofort, in welch furchtbarer Lage ich mich befand. Mit einem einzigen Schlag hatte sich der ‹Colonel› von seiner Erpresserin befreit und gleichzeitig ein Opfer gefunden, das für seinen Mord herhalten sollte.

Ich weiß kaum, was ich danach tat. Es gelang mir, das Haus zu verlassen und einen einigermaßen normalen Eindruck zu machen. Doch es war mir völlig klar, dass der Mord über kurz oder lang entdeckt wurde und bald jeder Polizist in ganz England meine Beschreibung in Händen haben würde.

Ein paar Tage verhielt ich mich ruhig und wagte nichts zu unternehmen. Schließlich kam mir ein Zufall zu Hilfe. Ich hörte ein Gespräch zwischen zwei Herren, und ich

bekam mit, dass der eine von ihnen Sir Eustace Pedler war und in Kürze nach Südafrika zu reisen beabsichtigte. Sofort tauchte der Gedanke in mir auf, mich ihm als Sekretär für die Reise anzubieten. Die Möglichkeit dazu gab mir das erlauschte Gespräch. Nach allem glaubte ich nicht mehr daran, dass Sir Eustace und der ‹Colonel› identisch seien. Sehr wahrscheinlich handelte es sich um einen bloßen Zufall, dass gerade in seinem Haus das Zusammentreffen zwischen Carton und Nadina stattfinden sollte.»

«Wissen Sie nicht», unterbrach ich ihn, «dass Guy Pagett zur Zeit des Verbrechens in Marlow war?»

«Das macht vieles klar; ich glaubte immer, er habe sich mit Sir Eustace an der Riviera aufgehalten.»

«Er hatte Urlaub, um nach Florenz zu fahren – aber er ist *nie* dort gewesen, das habe ich herausgefunden. Ich bin ziemlich sicher, dass er in Marlow war, aber ich kann es natürlich nicht beweisen.»

«Und dabei habe ich Pagett nicht eine Sekunde verdächtigt, bevor er den Versuch unternahm, Sie über Bord zu werfen. Der Mann muss ein perfekter Schauspieler sein.»

«Nicht wahr? Der Meinung bin ich ebenfalls.»

«Das erklärt auch, weshalb gerade das Haus in Marlow gewählt wurde. Pagett konnte dort aus und ein gehen, ohne dass ihn jemand sah. Natürlich machte er keine Einwendungen, als Sir Eustace meine Begleitung akzeptierte. Man wünschte nicht, dass ich sofort verhaftet würde, denn Nadina hatte offenbar die Diamanten zu der Verabredung nicht mitgebracht. Vielleicht waren sie auch von Anfang an in Cartons Händen, und er hat sie irgendwo auf der *Kilmorden* versteckt, und der ‹Colonel› hoffte, über Pagett durch mich an dieses Versteck heranzukommen. Jedenfalls fühlte er sich, solange er nicht im Besitz der Steine war, immer noch gefährdet – daher sei-

ne Anstrengungen, sich ihrer um jeden Preis zu bemächtigen. Doch wo zum Teufel Carton diese Diamanten versteckt haben mag – wenn er es tat –, das übersteigt meine Vorstellungskraft.»

«Hier beginnt eine andere Geschichte – meine nämlich», warf ich ein. «Und ich werde sie Ihnen sogleich erzählen.»

27

Harry hörte aufmerksam zu, während ich ihm mit knappen Worten alle Vorkommnisse schilderte. Am meisten verblüffte ihn die Tatsache, dass seine Steine schon lange Zeit in *meinem* Besitz waren – oder genauer gesagt, in Suzannes Besitz. Das wäre ihm niemals in den Sinn gekommen. Jetzt, da ich seine Geschichte kannte, begriff ich natürlich Cartons und Nadinas Plan: Die Diamanten sollten nicht bei ihnen gefunden werden, falls die beabsichtigte Erpressung fehlschlug. Der ‹Colonel›, würde nie auf die Vermutung kommen, dass die Steine einem einfachen Schiffssteward anvertraut waren.

Harrys Freispruch vom Verdacht des Diamantendiebstahls schien gesichert. Doch der Mordverdacht lastete noch immer auf ihm. Bevor wir ihn nicht entkräften konnten, durfte er sich nicht in der Öffentlichkeit zeigen.

Die wichtigste Frage erwogen wir immer und immer wieder: Wer war der ‹Colonel›? Konnte es tatsächlich Guy Pagett sein?

«Aus einem Grund glaube ich noch nicht recht daran», sagte Harry. «Er war auf dem Schiff, und er konnte versuchen, Sie über Bord zu werfen, das ist richtig. Wie er es jedoch fertig gebracht haben sollte, am ersten Abend Ihrer Anwesenheit hier bei den Fällen aufzutauchen und einen erneuten Mordversuch zu unternehmen, das ist mehr, als ich mir vorstellen kann. Sie sahen ihn ja noch bei Ihrer Abfahrt in Kapstadt auf dem Bahnsteig stehen.»

Wir saßen eine Weile schweigend da, dann fuhr Harry zögernd fort: «Sie sagen, dass Mrs Blair fest geschlafen

hat, als Sie das Hotel verließen. Sir Eustace hat diktiert – wo aber war Colonel Race? Könnte er nicht der geheimnisvolle ‹Colonel› sein?»

«Das wäre nicht ausgeschlossen», meinte ich. «Er ist eine sehr starke Persönlichkeit, aber ich glaube es eigentlich nicht. Ich vermute eher, er gehört zum britischen Geheimdienst.»

«Es ist nicht schwer, dieses Gerücht auszustreuen. Niemand vermag es zu kontrollieren, es zieht immer weitere Kreise, und schließlich ist jedermann überzeugt davon. Natürlich wäre es eine ideale Tarnung für zweifelhafte Unternehmungen. Anne, mögen Sie Race?»

«Ja und nein. Manchmal stößt er mich ab, aber gleichzeitig fasziniert er mich. Sicher ist, dass ich immer ein wenig Angst vor ihm habe.»

«Er war zurzeit des Kimberley-Diebstahls in Afrika, wussten Sie das?», fragte Harry langsam.

«Aber *er* war es, der Suzanne alles über den ‹Colonel› erzählt hat, auch, dass er versuchte, ihn in Paris aufzustöbern.»

«Das könnte ein besonders geschicktes Manöver sein.»

«Und was hätte dann Pagett damit zu tun? Steht er vielleicht in Colonel Races Sold?»

«Es wäre denkbar, dass er überhaupt nichts mit der ganzen Sache zu tun hat», meinte Harry gedehnt.

«Wie?»

«Überlegen Sie gut, Anne. Haben Sie jemals Pagetts Version über die Geschehnisse jener Nacht auf der *Kilmorden* gehört?»

«Ja, durch Sir Eustace.»

Ich wiederholte, was mir dieser erzählt hatte, und Harry lauschte aufmerksam.

«Pagett behauptete also, einen Mann gesehen zu haben, der aus der Richtung von Sir Eustaces Kabine kam. Nun, wer bewohnte die Kabine gegenüber von Sir Eustace? Colonel Race. Stellen wir uns nun folgende Situation vor: Colonel Race klettert an Deck und unternimmt den Anschlag auf Sie. Er misslingt. Race flieht rings um das Deck und trifft dabei auf Pagett, der eben aus dem Salon kommt. Was bleibt ihm übrig, als ihn niederzuschlagen und selbst durch den Salon nach unten zu eilen? Dann biegen wir um die Ecke und finden Pagett. Was halten Sie von dieser Version?»

«Sie vergessen dabei eines: Pagett soll steif und fest behauptet haben, dass *Sie* ihn niederschlugen.»

«Das wäre nicht schwierig zu erklären. Er kommt wieder zu sich – und sieht mich im selben Moment um die Ecke verschwinden. Muss er da nicht annehmen, ich sei sein Angreifer gewesen? Besonders, da er überzeugt war, *mir* gefolgt zu sein.»

«Das wäre denkbar», sagte ich. «Aber es würde alle unsere Überlegungen auf den Kopf stellen. Außerdem haben wir noch andere Beweise, denken Sie an Kapstadt.»

«Auch dies ließe sich erklären. Der Mann, der Ihnen dort folgte, sprach mit Pagett auf der Straße, und dieser blickte auf seine Uhr. Wie, wenn er ihn bloß nach der Zeit gefragt hätte?»

«Sie halten es also für ein zufälliges Zusammentreffen?»

«Nicht unbedingt; die ganze Sache hat Methode. Möglicherweise wollte man Pagett in die Geschichte verwickeln. Weshalb fand der Mord an Nadina ausgerechnet im Haus zur Mühle statt, wo Pagett aus und ein gehen konnte? War es deshalb, weil er zur Zeit des Diamantendiebstahls ebenfalls in Kimberley war? Sollte er den Sündenbock abgeben, wenn ich nicht durch eine günstige Fügung auf dem Schauplatz erschienen wäre?»

«Ihrer Meinung nach könnte er also völlig unschuldig sein?»

«Es sieht beinahe so aus, aber erst müssen wir herausfinden, was er zur fraglichen Zeit in Marlow gemacht hat. Wenn er eine glaubwürdige Erklärung dafür hat, sind wir auf der richtigen Fährte.»

Er erhob sich.

«Mitternacht ist vorüber, Anne. Sie müssen jetzt schlafen. Kurz vor Tagesanbruch bringe ich Sie im Boot ans Festland hinüber, damit Sie den Zug in Livingstone erreichen. Sie fahren nach Bulawajo und nehmen dann die Bahn nach Beira.»

«Beira…», sagte ich nachdenklich.

«Ja, Anne, es muss dabei bleiben.»

«Gut, wenn es denn sein soll…»,flüsterte ich und ging an ihm vorbei in die Hütte.

Ich hatte mich auf dem fellbedeckten Lager ausgestreckt, doch an Schlaf war nicht zu denken. Ich hörte, wie draußen auf und ab ging, auf und ab, all die langen Stunden.

Endlich rief er: «Anne, kommen Sie! Es ist Zeit.»

Es war noch dunkel, doch die Morgendämmerung nicht mehr fern.

«Wir nehmen das Kanu, nicht das Motorboot…»,begann Harry, doch plötzlich brach er ab und hielt, Schweigen gebietend, den Arm hoch.

«Still! Was ist das?»

Ich lauschte, doch ich vernahm keinen Laut. Seine Ohren waren schärfer als meine, die Ohren eines Menschen, der lange Zeit in der Wildnis gelebt hat. Doch dann hörte ich es auch: Ein leises Plätschern von Rudern im Wasser, das sich vom rechten Ufer her deutlich unserem kleinen Landungssteg näherte.

Wir strengten unsere Augen an und konnten unklar einen Fleck auf dem Strom ausmachen. Ein Boot, das rasch näher kam. Dann eine kleine Flamme – jemand zündete ein Streichholz an. In seinem Licht erkannte ich den rotbärtigen Holländer aus jener Villa. Die übrigen Insassen waren Eingeborene.

«Rasch zurück in die Hütte!»

Harry riss mich mit sich. Er nahm ein paar Gewehre und einen Revolver von der Wand.

«Können Sie ein Gewehr laden?»

«Ich habe es noch nie versucht; zeigen Sie mir, wie es gemacht wird.»

Bald hatte ich seine Anweisungen begriffen. Wir verschlossen die Tür, und Harry stellte sich ans Fenster, von wo aus man den Landungssteg überblicken konnte. Gerade legte das Boot an.

«Wer ist da?», rief Harry.

Wenn wir noch Zweifel über die Absicht unserer Besucher gehabt hätten, wären sie jetzt behoben worden. Ein Hagel von Geschossen ergoss sich über uns. Glücklicherweise wurde keiner von uns verletzt. Harry hob das Gewehr. Ein weiterer Kugelregen. Ein Geschoss streifte Harrys Wange. Ich schaffte es, das Gewehr wieder zu laden, ehe er danach griff. Plötzlich stieß er einen Freudenschrei aus. «Sie fliehen, Anne – sie haben genug!»

Er warf das Gewehr hin und riss mich in seine Arme.

«Anne, du warst wundervoll.» Er küsste mich. «Und jetzt an die Arbeit! Bring die Petroleumkannen her.»

Ich tat, wie er befahl, während er auf dem Dach herumkletterte. Gleich darauf war er wieder bei mir.

«Jetzt zum Boot hinunter; wir müssen es auf die andere Inselseite tragen.»

Wir rannten zum Fluss.

Am Ufer sahen wir zu unserem Schrecken, dass die Leinen der beiden Boote gekappt waren. Sie trieben weit draußen auf dem Strom. Harry stieß einen leisen Pfiff aus.

«Wir sitzen bös in der Klemme, Liebes. Schlimm?»

«Nicht wenn du bei mir bist.»

Fast in der gleichen Sekunde schoss aus der Hütte eine hohe Flamme empor. Ihr Schein beleuchtete zwei zusammengekauerte Gestalten auf dem Dach.

«Meine alten Kleider, mit Decken ausgestopft. Es wird einige Zeit dauern, bis sie dahinter kommen. Los, Anne, jetzt müssen wir einen Ausweg suchen.»

Hand in Hand rannten wir quer über die Insel. Dort trennte sie nur ein schmaler Kanal vom Festland.

«Wir müssen hinüberschwimmen. Kannst du schwimmen?»

«Gibt es hier Krokodile?»

«Ja. Denk nicht dran – oder sprich ein Stoßgebet. Was du vorziehst.»

Wir warfen uns ins Wasser. Meine Gebete müssen wirksam gewesen sein, denn wir erreichten unversehrt das andere Ufer und zogen uns nass und tropfend zur Sandbank hinauf.

«Jetzt heißt es für uns auf nach Livingstone. Es ist ein langer Marsch, und unsere nassen Kleider erleichtern ihn nicht gerade. Aber es hilft nichts. Wir müssen es schaffen.»

Als wir in Livingstone ankamen, hing ich über Harrys Schulter wie ein nasser Sandsack. Gerade begann sich der Himmel zu lichten.

Wir suchten Zuflucht bei Harrys Freund Ned, der ein kleines Geschäft mit Eingeborenenarbeiten führte.

Er gab uns zu essen und brachte heißen Kaffee. Wir hüllten uns in Wolldecken, während er unsere nassen Kleider zum Trocknen aufhängte. In dem kleinen Hinterzimmer seiner Hütte waren wir vor neugierigen Blicken sicher, und er verließ uns, um Erkundigungen über Sir Eustace und die anderen sowie deren Verbleib einzuziehen.

Hier gestand ich Harry, dass nichts, absolut nichts mich veranlassen könnte, nach Beira zu fahren. Natürlich hatte ich nie die Absicht gehabt, aber jetzt waren auch seine Gründe hinfällig geworden. Meine Gegner wussten nun, dass ich lebte, also war auch meine Flucht sinnlos. Sie konnten mir mit Leichtigkeit nach Beira folgen und mich dort ermorden, wo mich niemand schützte.

Schließlich beschlossen wir, dass ich mich mit Suzanne – wo immer sie sich auch befinden mochte – treffen und mich nur noch um meine Sicherheit kümmern sollte. Ich versprach, keine Abenteuer mehr zu suchen und den ‹Colonel›, einzig und allein Harry zu überlassen. Die Diamanten sollten auf der Bank in Kimberley unter dem Namen *Parker* deponiert werden.

«Wir müssen ein geheimes Erkennungszeichen vereinbaren», sagte ich. «Es darf nicht wieder vorkommen, dass wir durch falsche Botschaften in eine Falle getrieben werden.»

«Das ist ganz einfach. Jede Botschaft, die *wirklich* von mir stammt, wird irgendwo ein durchgestrichenes *und* haben.»

«Ohne Erkennungszeichen – eine Falle», murmelte ich. «Und bei Telegrammen?»

«Ich unterzeichne jedes Telegramm mit dem Namen *Andy.*»

Ned steckte den Kopf herein. «Der Zug wird gleich eintreffen», verkündete er und zog sich rasch wieder zurück.

Ich stand auf.

«Und soll ich nun einen netten Mann heiraten, wenn ich einem begegne?», fragte ich geziert.

Harry kam auf mich zu.

«Großer Gott, Anne, wenn du jemals einen anderen Mann heiratest als mich, dann drehe ich ihm den Hals um. Und dich…»

«Ja?», fragte ich selig.

«Dich schleppe ich fort und schlage dich grün und blau!»

28

Aus dem Tagebuch von Sir Eustace Pedler

Ich habe schon einmal bemerkt, dass ich in erster Linie ein Mann der Ruhe bin. Ich sehne mich nach einem friedlichen Leben – und anscheinend ist gerade dies das einzige Ziel, das ich nie erreiche. Immer ist Trubel und Aufregung um mich herum. Es war eine wahre Erlösung für mich, Pagett mit seiner ewigen Schnüffelei und Suche nach Intrigen los zu sein. Und Miss Pettigrew ist eine recht brauchbare Kreatur. Sie ist zwar keine Schönheit, aber sie besitzt ein paar unschätzbare Vorzüge. Leider hatte ich in Bulawajo eine Leberattacke. Auch wurde meine Nachtruhe im Zug gründlich gestört. Um drei Uhr früh kam ein schneidig gekleideter junger Mann in mein Abteil, der sich erkundigte, wohin ich führe. Mein gemurmeltes «Tee, und zwar mit Zucker», beachtete er gar nicht, sondern wiederholte seine Frage und betonte, er sei von der Einwanderungsbehörde und wünsche Auskunft über mein Woher und Wohin. Schließlich gelang es mir, ihn zufrieden zu stellen durch meine Angaben, dass ich an keinen ansteckenden Krankheiten leide, Rhodesien nur aus den reinsten Motiven besuche, und indem ich ihm meinen vollen Namen sowie meinen Geburtsort nannte.

Dann versuchte ich ein wenig zu schlafen, doch um halb sechs erschien so ein uniformierter Kerl mit einer Tasse heißem Zuckerwasser, das er großartig als Tee bezeichnete. Ich hatte große Lust, es ihm an den Kopf zu schütten. Um sechs Uhr brachte er mir ungezuckerten

Tee, der eiskalt war. Völlig erschöpft fiel ich wieder in Schlaf und erwachte kurz vor Bulawajo, wo man mir eine scheußliche Holzgiraffe in den Arm legte.

Doch außer diesen Zwischenfällen verlief die Reise ruhig, bis eine neue Kalamität auftauchte.

Es geschah an dem Abend, als wir bei den Victoriafällen eintrafen. Ich diktierte Miss Pettigrew in meinem Hotelzimmer, als plötzlich Mrs Blair ohne ein Wort der Entschuldigung hereinplatzte.

«Wo ist Anne?», schrie sie aufgeregt.

Nette Frage, das! Als ob ich für das Mädchen verantwortlich wäre. Was soll Miss Pettigrew davon halten? Dass ich die Gewohnheit habe, Anne Beddingfeld um Mitternacht herum einfach aus meiner Tasche zu ziehen? Sehr kompromittierend für einen Mann in meiner Position.

«Ich darf wohl annehmen», sagte ich kalt, «dass sie in ihrem Bett liegt.»

Dabei räusperte ich mich und blickte Miss Pettigrew an, um zu zeigen, dass ich weiterdiktieren wollte. Aber Mrs Blair verstand den Wink nicht. Sie sank auf einen Stuhl und wippte aufgeregt mit dem Fuß.

«Sie ist nicht in ihrem Zimmer, ich habe nachgesehen. Ich habe einen fürchterlichen Traum gehabt und stand auf, nur um mich zu vergewissern, dass ihr nichts fehlt. Sie war nicht im Zimmer, ihr Bett ist noch unberührt.»

Flehend blickte sie mich an.

«Was soll ich nur tun, Sir Eustace?»

Ich unterdrückte die Antwort, die ich ihr gern gegeben hätte: Zu Bett gehen und sich um nichts kümmern. Ein so energisches Geschöpf wie Anne Beddingfeld wird wohl imstande sein, auf sich selbst aufzupassen. Statt dessen runzelte ich die Stirn und fragte: «Was meint Race dazu?»

«Ich kann ihn nirgends finden.»

Ich seufzte und setzte mich. «Ich verstehe den Grund Ihrer Aufregung nicht», sagte ich geduldig.

«Mein Traum…»

«Sie haben zu schwer gegessen.»

«Oh, Sir Eustace!»

Sie war ganz entrüstet. Und doch weiß jedermann, dass Alpdrücken von schwerem Essen herrührt.

«Schließlich ist es doch kein Verbrechen», sagte ich, «wenn Anne Beddingfeld und Race noch einen kleinen Mondscheinspaziergang unternehmen, ohne es gleich dem ganzen Hotel mitzuteilen.»

«Glauben Sie, dass dies möglich wäre? Es ist doch bereits nach Mitternacht.»

«Wenn man jung ist, begeht man leicht eine solche Narretei», antwortete ich. «Allerdings hätte ich Race für vernünftiger gehalten.»

«Meinen Sie das wirklich im Ernst?»

«Wahrscheinlich sind sie durchgebrannt, um rasch zu heiraten», fuhr ich lächelnd fort, obgleich ich mir völlig klar darüber war, was für einen Unsinn ich redete. Denn wohin sollten sie von einem Ort wie diesem schon durchbrennen?

Ich weiß nicht, wie lange ich mich noch hätte zusammennehmen müssen, aber in diesem Moment erschien Race. Es erwies sich, dass ich zum Teil Recht hatte: Er hatte einen Spaziergang gemacht, allerdings allein, ohne Anne. Dagegen war es falsch von mir, die Situation auf die leichte Schulter zu nehmen. Das erwies sich schon bald. Race stellte in drei Minuten das Hotel auf den Kopf. Ich habe noch nie einen Menschen so aufgeregt gesehen.

Die Sache ist wirklich sehr seltsam. Wohin ist das Mädchen verschwunden? Sie spazierte um zehn Minuten nach elf aus dem Hotel – und wurde seither nicht mehr gese-

hen. Der Gedanke an Selbstmord scheint ausgeschlossen. Sie gehört zu den unternehmungslustigen jungen Frauen, die das Leben lieben und nicht daran denken, es wegzuwerfen. Sie konnte auch nicht auf und davon gehen, weil vor morgen Mittag kein Zug fährt. Wo zum Teufel ist sie geblieben?

Race ist völlig außer sich, der arme Kerl. Jeden Stein hat er umgedreht. Jeden Menschen im ganzen Distrikt hat er aufgeboten. Die eingeborenen Spürhunde kriechen auf allen Vieren herum. Und trotzdem: nicht das geringste Anzeichen von Anne Beddingfeld. Man neigt zu der Vermutung, dass sie geschlafwandelt hat. Gewisse Anzeichen auf dem Pfad bei der Brücke deuten darauf hin, dass sie dort über den Rand gefallen sein könnte. Wenn das stimmt, besteht keine Hoffnung mehr. Leider sind bereits alle Fußabdrücke durch die Gesellschaft, die heute in aller Herrgottsfrühe dort herumgetrampelt ist, verwischt worden.

Ich halte das für keine sehr befriedigende Theorie. Man spricht doch immer davon, dass Schlafwandler einen sechsten Sinn besitzen, der sie vor allem Ungemach schützt. Auch Mrs Blair scheint nicht recht befriedigt davon.

Diese Frau ist mir unverständlich. Ihr ganzes Verhalten Race gegenüber hat sich gewandelt. Sie beobachtet ihn wie die Katze ihre Maus und muss sich offensichtlich anstrengen, wenigstens höflich zu ihm zu sein. Dabei waren sie bisher die engsten Freunde. Sie ist überhaupt nicht mehr sie selbst, ist nervös, hysterisch geworden, fährt beim leisesten Laut in die Höhe.

Ich glaube, es ist höchste Zeit, dass ich nach Johannesburg abreise.

Gestern tauchte ein Gerücht auf über eine geheimnisvolle Insel mitten im Strom, die von einem Mann und einem jungen Mädchen bewohnt sein soll. Race wurde

ganz aufgeregt. Die Sache erwies sich jedoch als harmlos, denn der Mann auf der Insel lebt seit Jahren dort und ist in dem Hotel gut bekannt. Er fährt Gesellschaften auf seinem Boot herum und zeigt ihnen, wo es Krokodile und dergleichen gibt. Wahrscheinlich hat er eines darauf abgerichtet, dass es von Zeit zu Zeit Stücke aus dem Boot beißt. Dann wird er es mit dem Haken verjagen, und die ganze Gesellschaft ist selig, weil sie ein echtes, gefräßiges Krokodil gesehen hat. Ich weiß, wie solche Dinge gedreht werden. Man hat nicht herausgefunden, wie lange das Mädchen schon bei ihm lebt; aber es scheint ziemlich sicher, dass es sich nicht um Anne handelt. Auch darf man sich nicht so einfach in das Privatleben des jungen Mannes einmischen. Wenn ich an seiner Stelle wäre, würde ich mir das hübsch verbitten und Race mit Fausthieben von der Insel jagen. Liebesgeschichten gehen uns nichts an.

Später

Es ist beschlossen, dass ich morgen nach Johannesburg fahre. Race hat mich ebenfalls dazu gedrängt. Hoffentlich werde ich nicht von einem Streikenden niedergeschossen. Mrs Blair hatte vor, mich zu begleiten, aber jetzt hat sie plötzlich ihre Absicht geändert und will hier bleiben. Es sieht fast so aus, als ob sie Race nicht aus den Augen lassen will. Heute Abend erschien sie bei mir und bat mich zögernd, ihr einen Gefallen zu erweisen. Ob ich wohl ein paar ihrer kleinen Andenken mitnehmen würde?

«Doch nicht etwa die Holztiere?», fragte ich erschrocken. Komischerweise hatte ich schon lange das Empfinden, dieses Viehzeug würde mich noch einmal in Verlegenheit bringen.

Schließlich einigten wir uns auf einen Kompromiss. Ich erklärte mich bereit, zwei kleinere Holzkisten mit zerbrechlichen Artikeln für sie in Verwahrung zu nehmen,

während die Tiere in große Kisten gepackt und mit der Post nach Kapstadt gesandt werden sollen, wo Pagett für ihre weitere Unterbringung Sorge tragen kann.

Pagett zerrt wie wild an seiner Leine; er möchte unbedingt nach Johannesburg fahren und mich dort treffen. Mrs Blairs Kisten geben einen guten Vorwand ab, ihn in Kapstadt zurückzuhalten. Ich habe ihm bereits geschrieben, dass er vorläufig dort bleiben muss, um sie in Empfang zu nehmen und in sichere Verwahrung zu bringen, da sie von unermesslichem Wert seien.

Alles ist also gut vorbereitet, und ich werde mit Miss Pettigrew zusammen ins Blaue hinausfahren. Wer Miss Pettigrew einmal gesehen hat, kann nicht an der völligen Harmlosigkeit dieser Fahrt zweifeln!

29

Johannesburg, den 6. März

Ich habe unendlich viele Ausreden erfunden, um Pagett in Kapstadt zurückzuhalten. Schließlich ist meine Einbildungskraft versiegt. Morgen kommt er her, um wie ein treuer Hund an der Seite seines Herrn zu sterben. Und dabei bin ich während seiner Abwesenheit mit meinen *Erinnerungen eines Politikers* so schön vorwärts gekommen.

Heute Morgen interviewte mich ein hoher Regierungsbeamter. Er zeigte sich zugleich höflich, überredend und geheimnisvoll. Bereits zu Beginn sprach er von meiner exponierten Stellung und meiner Wichtigkeit, um zu betonen, dass es besser für mich wäre, so schnell wie möglich nach Pretoria abzureisen. Er würde mir gern dabei behilflich sein.

«Sie erwarten also hier größere Schwierigkeiten?», fragte ich.

Seine Antwort war so gewunden, dass sich nichts daraus entnehmen ließ. Und das bestärkte mich in meiner Annahme. Ich bemerkte höflich, dass seine Regierung dem Streik leider zu lange zugesehen habe, ohne einzugreifen.

«Es sind ja gar nicht die Streikenden allein», verteidigte er sich. «Hinter ihnen ist eine ganze Organisation am Werk. Plötzlich sind Waffen und Munition in Mengen vorhanden. Wir sind in den Besitz von Dokumenten gelangt, die Licht auf die Methoden werfen, wie sie ins Land kommen konnten. Ein regelrechter Kode wurde verwendet: *Kartoffeln* bedeutet Sprengstoffe, *Kohl* Gewehre, und

so geht es weiter, alle Waffen sind mit dem Namen eines Gemüses bezeichnet.»

«Das ist höchst interessant», erwiderte ich.

«Mehr als das, Sir Eustace, weit mehr als das! Wir haben sogar Grund zu der Annahme, dass der Mann, der diese ganzen Unruhen angestiftet hat – der Spiritus Rector sozusagen –, zurzeit in Johannesburg weilt.»

Er starrte mich so lange an, dass ich beinahe den Eindruck gewann, er halte mich für diesen Staatsverbrecher. Kalter Schweiß brach mir bei dem Gedanken aus, und ich begann meine Neugier zu verwünschen, die mich in diesem dramatischen Augenblick nach Johannesburg geführt hatte.

Doch dann fuhr er fort: «Momentan verkehren keine Züge zwischen Johannesburg und Pretoria, aber ich könnte Ihnen einen Privatwagen zur Verfügung stellen. Und für den Fall, dass man Sie unterwegs anhalten sollte, würde ich Ihnen zwei Pässe ausstellen, den einen von der Regierung der Südafrikanischen Union, den anderen mit einer offiziellen Bestätigung, dass Sie ein englischer Tourist sind, der mit der Union nicht das Geringste zu schaffen hat.»

«Mit anderen Worten, einen für Ihre Regierungsleute, den anderen für die Streikenden?»

«Genau so, Sir Eustace.»

Der Vorschlag sagte mir gar nicht zu – ich weiß, was in solchen Fällen nur allzuleicht geschieht. Im kritischen Moment wird man verwirrt und bringt alles durcheinander. Ich würde bestimmt den falschen Pass den falschen Leuten aushändigen und schließlich entweder von einem blutdürstigen Rebellen oder von einem Vertreter des Rechts kurzerhand erschossen werden. Außerdem, was soll ich in Pretoria? Die Regierungsgebäude bewundern und das Echo der Zeitungen über die Schießereien in Johannesburg studieren? Gott weiß, wie lange ich dort

eingepfercht wäre. Die Eisenbahnschienen sind bereits in die Luft gesprengt, wie ich gehört habe. Und über die Stadt selbst ist seit zwei Tagen der Ausnahmezustand verhängt worden.

«Aber, mein lieber Freund», wandte ich ein, «Sie sind sich nicht klar darüber, dass ich eigens hierher gekommen bin, um die politischen Verhältnisse zu studieren. Wie zum Teufel kann ich die Sache von Pretoria aus verfolgen? Ich bin Ihnen sehr dankbar für Ihre Hilfsbereitschaft, aber Sie brauchen sich wirklich nicht um mich zu sorgen.»

«Ich muss Sie warnen, Sir Eustace, die Lebensmittel werden knapp.»

«Etwas fasten wird meiner Figur gut tun.»

Wir wurden durch einen Boten unterbrochen, der mir ein Telegramm aushändigte. Ich las mit Verblüffung: «Anne bei mir in Kimberley – Suzanne Blair.»

In diesem Moment wurde mir klar, dass ich nie ernstlich daran geglaubt hatte, Anne Beddingfeld sei umgekommen. Das Mädchen ist ein Stehaufmännchen, sie hat ein ganz besonderes Geschick, lächelnd wiederaufzutauchen, als ob nichts geschehen wäre. Ich verstehe immer noch nicht, weshalb sie mitten in der Nacht das Hotel verließ und wie sie überhaupt nach Kimberley gelangte. Jedenfalls fuhr zu dieser Zeit kein Zug. Sie muss ein Paar Engelsflügel besessen haben. Und wie ich sie kenne, wird sie nicht daran denken, die Sache aufzuklären – wenigstens mir gegenüber nicht. Gegen mich hüllt sich alles in Schweigen, ich bin immer nur aufs Raten angewiesen. Und das wird auf die Dauer langweilig.

Nun gut, sie ist also wiederaufgetaucht. Ich faltete das Telegramm zusammen und konnte schließlich auch den Regierungsbeamten loswerden. Es sagt mir nicht besonders zu, hungern zu müssen, aber um meine persönliche Sicherheit bin ich nicht besorgt. General Smuts wird mit

diesem Revolutiönchen schon fertig werden. Doch ich würde viel darum geben, jetzt eine Flasche Whisky zu bekommen! Hoffentlich ist Pagett gescheit genug, morgen eine mitzubringen.

Ich setzte meinen Hut auf und ging aus, um ein paar kleine Andenken zu kaufen. Die Antiquitätengeschäfte in Johannesburg führen recht originelle Sachen. Ich blieb an einem Schaufenster stehen und betrachtete die Auslage, als ein Mann herauskam. Zu meiner Überraschung erkannte ich in ihm Race.

Ich kann nicht behaupten, dass er glücklich schien, mich zu sehen. Er machte im Gegenteil ein recht verstörtes Gesicht, aber ich bestand darauf, dass er mich zum Hotel zurückbegleitete. Es ist etwas eintönig, wenn man immer nur Miss Pettigrew zur Unterhaltung hat.

«Ich hatte keine Ahnung, dass Sie in Johannesburg sind», sagte ich. «Wann sind Sie eingetroffen?»

«Gestern Abend.»

«Und wo wohnen Sie?»

«Bei Freunden.»

Er spielte wieder einmal den großen Schweiger, und meine Frage schien ihn in Verlegenheit zu bringen.

Als wir im Hotel waren, sagte ich: «Sie werden wohl bereits gehört haben, dass Miss Beddingfeld wiederaufgetaucht und höchst lebendig ist?»

Er nickte.

«Sie hat uns allen einen tüchtigen Schrecken eingejagt», fuhr ich fort. «Wohin zum Teufel ist sie eigentlich in jener Nacht verschwunden?»

«Sie war die ganze Zeit auf der Insel versteckt.»

«Auf welcher Insel? Doch nicht etwa bei diesem jungen Mann?»

«Doch.»

«Das gehört sich einfach nicht! Mein guter Pagett wird sehr schockiert sein. Weiß man, wer dieser Bursche ist?»

«Ich vermute, es handelt sich dabei um einen jungen Mann, den wir alle sehr gern in die Finger bekämen.»

«Meinen Sie etwa…?», rief ich in steigender Erregung.

Er nickte.

«Harry Rayburn alias Harry Lucas, wie er wirklich heißt. Einmal ist er uns durch die Lappen gegangen, aber diesmal soll er uns nicht entkommen.»

«Du liebe Zeit!», murmelte ich.

«Es ist nicht anzunehmen, dass das Mädchen seine Komplizin ist. Bei ihr handelt es sich höchstwahrscheinlich nur um eine Liebesgeschichte.»

Ich war immer der Meinung gewesen, Race sei selbst in das Mädchen verliebt. Die Art, wie er die letzten Worte sagte, bestärkte mich darin.

«Sie ist nach Beira gefahren», fuhr er hastig fort.

«Tatsächlich?» Ich blickte ihn erstaunt an. «Woher wissen Sie das?»

«Sie schrieb mir ein paar Zeilen von Bulawajo aus, in denen sie mir mitteilte, sie fahre direkt nach England zurück. Das Beste, was sie tun kann, die Arme.»

«Ich glaube nicht recht daran, dass sie in Beira ist», erwiderte ich nachdenklich.

«Als sie mir schrieb, befand sie sich auf dem Weg dorthin.»

Ich war sehr verblüfft. Irgendetwas lag in der Luft. Ohne zu überlegen, dass Anne wahrscheinlich einen guten Grund für ihre Täuschungsmanöver besaß, zog ich das Telegramm aus der Tasche und reichte es Race.

«Wie erklären Sie sich dann das?», fragte ich.

«Beide Damen in Kimberley», sagte Race kopfschüttelnd. «Was tun sie dort?»

«Ja, das frage ich mich auch. Ich hätte eher angenommen, dass Miss Anne schleunigst hierher nach Johannesburg käme, um aus erster Hand Berichte über die Revolte ans *Daily Budget* zu liefern.»

«Kimberley!», wiederholte er. «Dort gibt es überhaupt nichts zu sehen – in den Minen wird nicht gearbeitet.»

Er ging noch immer kopfschüttelnd davon. Ich hatte ihm anscheinend etwas zum Nachdenken aufgegeben.

Kaum war er fort, erschien mein Regierungsbeamter wieder auf dem Plan.

«Verzeihen Sie, wenn ich Sie nochmals störe, Sir Eustace», entschuldigte er sich. «Aber ich muss Ihnen leider noch eine kleine Frage stellen.»

«Fragen Sie, fragen Sie ruhig, mein Freund», sagte ich herzlich.

«Es betrifft Ihre Sekretärin…»

«Miss Pettigrew?», rief ich erstaunt.

«Jawohl, Sir Eustace. Man hat sie gesehen, als sie aus Agrasatos Antiquitätengeschäft kam und…»

«Du lieber Himmel», unterbrach ich ihn, «ich selbst wollte heute Nachmittag ebenfalls bei Agrasato einkaufen. Sie hätten also auch *mich* dort entdecken können.»

Anscheinend kann man in Johannesburg nicht den harmlosesten Schritt tun, ohne bespitzelt zu werden.

«Sie ist aber mehr als einmal dort gesehen worden, und zwar unter recht eigenartigen Umständen. Ich möchte Ihnen im Vertrauen sagen, Sir Eustace, dass gerade dieses Geschäft im Verdacht steht, ein geheimer Treffpunkt der Organisation zu sein, die hinter der Rebellion steckt. Ich wäre Ihnen daher sehr dankbar, wenn Sie mir genauere Auskünfte über Ihre Sekretärin geben könnten. Auf welche Weise ist sie in Ihre Dienste gekommen?»

«Sie wurde mir durch Ihre eigene Regierung in Kapstadt empfohlen», sagte ich kalt.

Er fiel beinahe in Ohnmacht.

30

Annes Bericht

Sobald ich in Kimberley eintraf sandte ich Suzanne ein Telegramm. Sie folgte mir mit dem nächsten Zug und meldete mir ihre Ankunft telegrafisch. Ihre Eile verriet mir, dass sie mich wirklich ins Herz geschlossen hatte. Das überraschte und rührte mich sehr, denn ich war immer der Meinung gewesen, ich bedeute bloß eine kurzweilige Sensation für sie. Aber bei ihrer Ankunft fiel sie mir um den Hals und brach in Tränen aus.

Als wir uns etwas beruhigt hatten, erzählte ich ihr die ganze Geschichte haarklein von A bis Z.

«Du hast Colonel Race stets im Verdacht gehabt», sagte sie nachdenklich, als ich geendet hatte. «Ich war anderer Ansicht – bis zu dem Abend, als du verschwunden bist. Ich habe so viel von ihm gehalten und dachte, er wäre ein guter Ehemann für dich. O Anne, sei mir nicht böse, aber woher willst du wissen, dass dein junger Freund die volle Wahrheit sagt? Du scheinst an jedes Wort von ihm wie an das Evangelium zu glauben.»

«Selbstverständlich tue ich das!», rief ich voller Empörung.

Suzanne zuckte mit den Schultern. Dann sagte sie: «Ich muss dir ebenfalls einiges erzählen, Anne. Siehst du, als auch ich Colonel Race verdächtigte, wurde ich sehr unruhig wegen der Diamanten. Ich wusste nicht, wie ich die Steine loswerden sollte. Ich wagte nicht, sie länger bei mir zu behalten…»

Suzanne blickte sich ängstlich um, als ob sie einen Lauscher befürchtete, und dann flüsterte sie mir etwas ins Ohr.

«Ein ausgezeichneter Gedanke», stimmte ich ihr zu. «Was hat Sir Eustace mit den Kisten gemacht?»

«Die großen sind nach Kapstadt gesandt worden. Pagett hat mir berichtet, dass sie gut eingetroffen sind, und hat mir gleichzeitig die Quittung für die Lagerung zugestellt. Übrigens verlässt er heute Kapstadt, um sich mit Sir Eustace in Johannesburg zu treffen.»

«Das scheint also in Ordnung», meinte ich. «Und wo befinden sich die kleinen Holzkisten?»

«Ich nehme an, dass Sir Eustace sie bei sich hat.»

Ich dachte über die Sache nach. «Schön», sagte ich schließlich. «Es ist zwar keine Ideallösung, aber ich glaube, wir lassen es im Augenblick dabei.»

Ich sah im Fahrplan nach, wann Guy Pagetts Zug durch Kimberley fuhr. Ich fand heraus, dass er am nächsten Tag um 5 Uhr 40 eintreffen und um 6 Uhr weiterfahren sollte. Ich hatte meine Gründe, Pagett so bald wie möglich zu sprechen, und dies schien mir eine günstige Gelegenheit. Die Lage in Johannesburg wurde immer kritischer, und es war ungewiss, wann ich wieder eine Gelegenheit zu einer Unterhaltung mit ihm finden würde.

Das Einzige, das diesen Tag für mich lebenswert machte, war ein Telegramm aus Johannesburg, ein kurzer, harmlos scheinender Bericht:

Glücklich eingetroffen. Alles geht gut, Eric hier, ebenso Eustace, jedoch nicht Guy. Verhalte dich ruhig, Andy.

«Eric», war unser Pseudonym für Colonel Race. Ich hatte diesen Namen gewählt, weil er mir von jeher äußerst unsympathisch war.

Mit nur zehn Minuten Verspätung fuhr der Zug ein. Sämtliche Reisenden stürzten sich auf den Bahnsteig, um

sich etwas Bewegung zu verschaffen. Es war nicht schwierig, Pagett zu entdecken. Ich war bereits gewohnt, dass er nervös zusammenzuckte, wenn er mich sah, doch diesmal geschah es noch auffallender als sonst.

«Guter Gott – Miss Beddingfeld! Man hat mir gesagt, Sie seien verschwunden.»

«Ich bin wieder aufgetaucht», entgegnete ich. «Wie geht es Ihnen?»

«Danke, danke, sehr gut. Ich freue mich, die Arbeit mit Sir Eustace wieder aufnehmen zu können.»

«Mr Pagett», sagte ich, «ich möchte Sie etwas fragen und hoffe, dass Sie nicht gekränkt sein werden. Aber es hängt viel mehr von Ihrer Antwort ab, als Sie vermuten können. Würden Sie mir sagen, weshalb Sie am 8. Januar in Marlow waren?»

Er fuhr erschrocken zurück.

«Aber Miss Beddingfeld… ich… wirklich…»

«Sie waren doch dort, nicht wahr?»

«Ja… das heißt… aus ganz bestimmten privaten Gründen hielt ich mich in der Nachbarschaft auf.»

«Wollen Sie mir diese Gründe nicht verraten?»

«Hat Sie Sir Eustace nicht aufgeklärt?»

«Sir Eustace? Weiß er es denn?»

«Ich bin dessen fast sicher. Ursprünglich glaubte ich, er habe mich nicht erkannt, aber seine spöttischen Bemerkungen beweisen mir, dass es doch der Fall war. Ich war bereits entschlossen, ihm alles zu sagen und um meine Entlassung zu bitten. Er hat einen eigentümlichen Humor, und es macht ihm Vergnügen, mich auf die Folter zu spannen. Ich bin überzeugt, dass er mein Geheimnis kennt – wahrscheinlich seit vielen Jahren.»

Früher oder später würde sich hoffentlich herausstellen, worüber Pagett eigentlich sprach. Vorläufig begriff ich keine Silbe davon.

«Ein Mensch wie Sir Eustace kann sich natürlich nur schwer in meine Lage versetzen. Ich weiß, dass ich Unrecht tat, aber die Täuschung schien so harmlos. Es wäre weniger peinlich für mich gewesen, wenn er mich direkt gestellt hätte, als dass er mich ständig mit Andeutungen quälte…»

Eine Pfeife schrillte, die Reisenden begaben sich auf ihre Plätze zurück.

«Ja, ja, Mr Pagett. Sie haben sicherlich Recht», unterbrach ich ihn. «Aber Sie haben mir noch immer nicht gesagt, weshalb Sie damals in Marlow waren.»

«Es war unrecht von mir, zugegeben, aber ich dachte, dass unter diesen Umständen…»

«Was für Umstände, Mr Pagett?», rief ich verzweifelt.

Endlich schien Pagett zu merken, dass ich ihm eine klare Frage stellte.

«Entschuldigen Sie, Miss Beddingfeld», sagte er steif, «aber ich sehe nicht ein, was Sie das angeht.»

Er bestieg hastig den Zug. Ich war verzweifelt; was konnte man mit einem solchen Menschen anfangen?

«Natürlich – wenn Ihr Geheimnis so schmachvoll ist, dass Sie sich schämen, darüber zu sprechen», rief ich ihm nach.

Endlich hatte ich den richtigen Ton gefunden. Pagett kam zurück.

«Schmachvoll? Ich verstehe Sie nicht!»

«Dann reden Sie! Reden Sie doch endlich!»

In drei kurzen Sätzen klärte er alles auf. Jetzt kannte ich sein Geheimnis, doch es war nicht das, was ich erwartet hatte.

Langsam ging ich zum Hotel zurück. Dort wurde mir ein Telegramm ausgehändigt; es enthielt genaue Anweisungen, wie ich sogleich nach Johannesburg fahren sollte, oder vielmehr bis zu einer Station in der Nähe der Stadt, wo ich mit einem Wagen abgeholt würde. Doch das Telegramm war nicht mit Andy unterzeichnet, sondern mit Harry.

Ich setzte mich in einen Sessel, um sehr ernsthaft nachzudenken.

31

Aus dem Tagebuch von Sir Eustace Pedler

Johannesburg, den 7. März

Pagett ist eingetroffen, natürlich in Todesängsten. Schlug mir sofort vor, wir sollten so schnell wie möglich nach Pretoria fahren. Ich unterbrach sein Geschwätz mit dem Befehl, die große Schreibmaschine auszupacken. Es war anzunehmen, dass sie auf der langen Reise gelitten hatte, und ich hoffte, dass ihre Instandsetzung ihn einige Zeit beschäftigen würde. Aber ich hatte Pagett wieder einmal verkannt.

«Die Kisten sind bereits ausgepackt, Sir, und die Maschine ist kontrolliert. Alles in bester Ordnung.»

«Von welchen Kisten sprechen Sie?»

«Ich habe die beiden kleinen Holzkisten geöffnet.»

«Zum Teufel, wenn Sie doch bloß nicht so übereifrig wären! Diese beiden Kisten gehen Sie gar nichts an, sie gehören Mrs Blair.»

Pagett schien sehr niedergeschlagen; er hasst es, Fehler zu machen.

«Packen Sie sie also wieder ein», fuhr ich fort. «Danach können Sie ausgehen und sich ein wenig umsehen. Morgen wird Johannesburg wahrscheinlich nur noch eine rauchende Trümmerstätte sein; es ist also Ihre letzte Gelegenheit.» Auf diese Weise hoffte ich, ihn loszuwerden.

«Ich möchte Ihnen noch etwas mitteilen, Sir, wenn Sie die Geduld haben, mir zuzuhören…»

«Nicht jetzt», unterbrach ich ihn hastig. «Im Augenblick verspüre ich nicht die leiseste Lust dazu.»

Pagett zog sich zurück.

«Übrigens», rief ich hinter ihm her, «was befindet sich eigentlich in diesen Kisten von Mrs Blair?»

«Ein paar Felldecken und Pelzhüte, glaube ich.»

«Das hat sie alles unterwegs gekauft. Sonst nichts?»

«Oh, einige Filme und ein paar Kleinigkeiten wie Handschuhe und Schleier und solches Zeug.»

«Wenn Sie kein ausgemachter Dummkopf wären, Pagett, hätten Sie doch sofort merken müssen, dass diese Sachen nicht mir gehören.»

«Ich nahm an, einiges davon stamme aus dem Besitz von Miss Pettigrew.»

«Apropos Miss Pettigrew, was fiel Ihnen eigentlich ein, mir eine derart verdächtige Person als Sekretärin anzuschleppen?»

Ich erzählte ihm von dem Kreuzverhör, das ich gestern durchzustehen hatte. Allerdings bereute ich dies sogleich, denn damit hatte ich Pagetts Schleusen geöffnet. Er witterte schon wieder eine Spur und ließ es sich nicht nehmen, mich mit einer langatmigen Geschichte über eine Begebenheit auf der *Kilmorden* anzuöden. Es handelte sich um einen Rollfilm und um eine Wette. Der Film sei von einem Steward mitten in der Nacht durch den Ventilator auf ein Bett geworfen worden. Ich hasse jede Art von Wetten, und als ich dies sagte, begann Pagett die ganze Geschichte noch einmal von vorne. Seine Redeweise ist sehr unklar, und es dauerte eine Weile, ehe ich begriff.

Bis zur Essenszeit sah ich ihn nicht mehr. Dann aber stürzte er ganz aufgeregt auf mich zu. Das Ergebnis seines Gestammels war, dass er Rayburn gesehen hatte.

«Was?», rief ich überrascht.

Jawohl, er hatte ihn auf der Straße sofort erkannt. Und natürlich war er ihm gefolgt, das war von Pagett nicht anders zu erwarten.

«Und können Sie sich vorstellen, mit wem er gesprochen hat, Sir? Mit Miss Pettigrew!»

«Was?», rief ich wiederum.

«Ja, Sir. Und dann ist er mit Miss Pettigrew in das Antiquitätengeschäft an der Ecke gegangen…»

Ohne es zu wollen, stieß ich einen Ausruf der Überraschung aus. Pagett sah mich fragend an.

«Es ist nichts», sagte ich. «Fahren Sie fort!»

«Ich blieb draußen stehen und habe eine ganze Ewigkeit gewartet, aber sie kamen nicht mehr heraus. Schließlich ging ich ebenfalls in das Geschäft. Sir Eustace, kein Mensch war dort! Es muss einen zweiten Ausgang auf der Rückseite haben.»

Ich starrte ihn ungläubig an.

«Dann kehrte ich zum Hotel zurück und zog ein paar Erkundigungen über Miss Pettigrew ein.» Pagett senkte seine Stimme wie immer, wenn er vertraulich wird. «Sir Eustace, letzte Nacht sah man einen Mann aus ihrem Zimmer herauskommen!»

Ich hob erstaunt die Brauen. «Und dabei habe ich sie für eine höchst anständige Dame gehalten.»

Pagett fuhr fort, ohne meinen Einwurf zu beachten. «Ich bin hinaufgegangen und habe ihr Zimmer durchsucht. Und was, glauben Sie, habe ich gefunden?»

Ich schüttelte nur den Kopf.

«Dies hier!»

Pagett hielt mir einen Rasierapparat unter die Nase.

«Was tut eine Frau mit einem Rasierapparat?»

Wahrscheinlich liest Pagett die Anzeigen in den Frauenzeitschriften nicht. Ich aber lese sie: Doch ich hatte

keine Lust, mich mit Pagett in einen Streit über Miss Pettigrews Geschlecht einzulassen, sondern antwortete nur, der Besitz eines Rasierapparates beweise nicht das Geringste. Pagett ist so entsetzlich rückständig! Es hätte mich keineswegs erstaunt, wenn er auch ein Zigarettenetui als verdächtiges Indiz ausgegraben hätte.

«Ich habe noch mehr Beweise, Sir, was sagen Sie hierzu?» Er zog triumphierend eine Perücke aus der Tasche. «Glauben Sie nun endlich, dass Miss Pettigrew ein verkleideter Mann ist?»

«Mag sein, dass Sie Recht haben, Pagett. Wenn ich an ihre großen Füße denke…»

Da er mich nun überzeugt zu haben schien, schnitt er unvermittelt ein neues Thema an.

«Und jetzt, Sir Eustace, möchte ich mit Ihnen über eine Privatangelegenheit reden. Alle Ihre spitzen Bemerkungen beweisen mir, dass Sie mein Geheimnis entdeckt haben; jawohl, ich war nicht in Florenz! Doch ich hatte immer gehofft, ich sei von Ihnen nicht bemerkt worden.»

«*Wo* sollte ich Sie bemerkt haben, Pagett?»

«Natürlich in Marlow, Sir!»

«In Marlow? Was zum Teufel haben Sie denn dort zu suchen gehabt?»

«Ich hoffte, dass Sie es verstehen würden…»

«Ich verstehe immer weniger. Können Sie sich nicht etwas klarer ausdrücken? Sie waren also gar nicht in Florenz – und weshalb nicht? Und wo haben Sie die ganze Zeit gesteckt?»

«Sie wussten es also wirklich nicht – und Sie haben mich doch nicht erkannt?»

«Ihr schlechtes Gewissen hat Ihnen offenbar einen Streich gespielt. Mehr weiß ich vorläufig nicht. Also wo waren Sie, wenn nicht in Florenz?»

«Ich fuhr heim – nach Marlow. Ich wollte meine Frau besuchen…»

«Ihre Frau? Ich wusste gar nicht, dass Sie verheiratet sind!»

«Nein, Sir Eustace. Deshalb erzähle ich Ihnen ja die ganze Sache. Ich habe Sie getäuscht! Ich konnte es mir nicht leisten, meinen Posten zu verlieren. Und ich wusste, dass Sie einen ledigen Sekretär vorziehen würden…»

«Das verschlägt mir den Atem. Wo hat denn Ihre Frau all die Jahre gelebt?»

«Wir hatten ein kleines Häuschen am Fluss bei Marlow, ganz in der Nähe Ihres Hauses.»

«Du meine Güte», murmelte ich. «Haben Sie Kinder?»

«Vier Kinder, Sir Eustace.»

Ich starrte ihn an. Das war echt Guy Pagett – heimlich eine Frau und vier Kinder zu haben.

«Wem haben Sie sonst noch von diesem Besuch erzählt?», fragte ich endlich, als ich mich etwas erholt hatte.

«Nur Miss Beddingfeld. Sie stand in Kimberley am Bahnhof, um mich auszufragen.»

32

Annes Bericht

Suzanne widersetzte sich anfangs meinem Plan. Als ich jedoch darauf beharrte, versprach sie, meine Anweisungen genauestens auszuführen. Sie begleitete mich zum Bahnhof und verabschiedete sich tief besorgt.

Am nächsten Morgen erreichte ich meinen Bestimmungsort. Ein unbekannter Mann erwartete mich und brachte mich zu einem Wagen. In der Ferne grollte Kanonendonner. Wir fuhren zu einem etwas baufälligen Haus am Stadtrand. Der Mann führte mich durch eine schäbige Halle und öffnete eine Tür.

«Die junge Dame, die Mr Harry Rayburn zu sehen wünscht», meldete er mich an und grinste.

Ich trat in einen spärlich möblierten Raum. Hinter dem Schreibtisch saß ein Mann und schrieb. Er blickte auf.

«Du liebe Zeit», sagte er, «das ist doch Miss Beddingfeld!»

«Verzeihen Sie bitte die Frage», sagte ich kühl, «aber soll ich Sie nun mit ‹Reverend Chichester› oder mit ‹Miss Pettigrew› anreden?»

«Wie es Ihnen beliebt. Ich habe allerdings gerade meine Unterröcke ausgezogen. Wollen Sie nicht Platz nehmen?»

Ruhig zog ich einen Stuhl heran.

«Sie verstehen es wirklich großartig, in die verschiedensten Rollen zu schlüpfen», sagte ich anerkennend. «Solange Sie Miss Pettigrew spielten, hatte ich Sie nie im Verdacht,

nicht einmal damals in Kapstadt, als Sie vor Schreck über mein Erscheinen im Zug Ihren Bleistift zerbrachen.»

Auch diesmal hielt er wieder einen Bleistift in der Hand und klopfte damit ärgerlich auf den Tisch.

«Das ist alles gut und schön, Miss Beddingfeld, doch wir müssen zum Geschäft kommen. Vielleicht ahnen Sie bereits, weshalb wir Sie unbedingt hier haben wollten.»

«Ich muss schon um Entschuldigung bitten», sagte ich liebenswürdig, «aber ich spreche über Geschäfte prinzipiell nur mit dem Chef. Ich denke gar nicht daran, mit Untergebenen zu verhandeln. Sie würden sich viel Ärger ersparen, wenn Sie mich gleich zu Sir Eustace Pedler führen würden.»

«Zu…?» Er war sprachlos.

«Ja», wiederholte ich, «zu Sir Eustace Pedler.»

Er eilte aus dem Zimmer. Als er zurückkehrte, hatte sich sein Ton wesentlich geändert.

«Wollen Sie bitte mit mir kommen, Miss Beddingfeld?»

Ich folgte ihm die Treppe hinauf. Er klopfte an eine Tür, worauf ein kurzes «Herein!», erscholl und ich gelassen eintrat.

Sir Eustace Pedler sprang auf, um mich herzlich und lächelnd wie immer zu begrüßen.

«Miss Anne – wirklich, ich freue mich, Sie zu sehen.» Warm drückte er mir die Hand. «Setzen Sie sich bitte. Hat Sie die Reise nicht ermüdet?»

Er nahm mir gegenüber Platz, immer noch strahlend und lächelnd. Das verwirrte mich einigermaßen, denn er wirkte so vollkommen natürlich und ungezwungen.

«Sehr richtig von Ihnen, dass Sie verlangten, direkt zu mir geführt zu werden», sagte er munter. «Minks ist ein Narr – ein ganz guter Schauspieler, aber trotzdem ein Narr. Das war Minks, den Sie eben sahen.»

«Wirklich?», erwiderte ich schwach.

«Und nun lassen Sie uns Tatsachen besprechen, meine Liebe», fuhr er fort. «Seit wann wissen Sie, dass ich der ‹Colonel› bin?»

«Leider erst seit dem Moment, da mir Mr Pagett in aller Harmlosigkeit verriet, dass er Sie in Marlow sah zu einer Zeit, als Sie eigentlich an der Riviera sein sollten.»

«Ja, und dem Trottel ist nicht mal aufgegangen, was das zu bedeuten hatte. Alle seine Gedanken kreisten nur darum, ob ich ihn gesehen hätte. Keinen Augenblick überlegte er, was ich eigentlich in Marlow zu suchen hatte. Das Ganze war wirklich großes Pech für mich, und dabei war alles so sorgfältig geplant! Ich hatte ihn nach Florenz geschickt und im Hotel hinterlassen, dass ich für einen oder zwei Tage nach Nizza fahren würde. Und als der Mord entdeckt wurde, befand ich mich längst an der Riviera, ohne dass auch nur ein Mensch ahnte, dass ich nicht die ganze Zeit dort war.»

Immer noch sprach er vollkommen ungezwungen. Ich musste mich in den Arm kneifen, um zu merken, dass ich nicht bloß träumte – dass der Mann mir gegenüber wirklich und wahrhaftig der lang gesuchte Verbrecher war.

Ich ließ die Geschehnisse noch einmal an mir vorüberziehen. «Sie waren es also», sagte ich langsam, «der mich auf der *Kilmorden* über Bord zu werfen versuchte. Und *Ihnen* ist Pagett gefolgt.»

Er zuckte mit den Schultern. «Es tut mir Leid, meine Liebe, wirklich sehr Leid! Ich habe Sie immer gern gemocht, aber Sie sind mir überall in den Weg getreten. Ich konnte Sie doch nicht meine ganzen Pläne durchkreuzen lassen.»

«Großartig haben Sie das in jener Nacht an den Victoriafällen gemacht», sagte ich. «Ich hätte jeden Eid darauf geschworen, dass Sie im Hotel beim Diktat waren, als ich mich hinausstahl.»

«Ja, Minks hatte großen Erfolg als Miss Pettigrew, und außerdem ist er ein vorzüglicher Stimmenimitator. Meine Stimme hat er jedenfalls ausgezeichnet getroffen.»

«Eines möchte ich gern wissen: Wie haben Sie es fertig gebracht, dass Pagett ausgerechnet Miss Pettigrew engagierte?»

«Oh, das war ganz einfach, sie passte Pagett auf dem Korridor der Handelskammer ab, machte ihm weis, dass ich vor ein paar Minuten dort angerufen hätte und dass man sie für die Stelle ausgewählt habe. Pagett schluckte den Köder.»

«Sie sind sehr offen zu mir», sagte ich und sah ihn scharf an.

«Es besteht nicht der geringste Grund für mich, es nicht zu sein.»

Sein Ton missfiel mir sehr.

«Anscheinend glauben Sie fest an den Erfolg Ihrer Revolution? Sonst hätten Sie nicht alle Brücken hinter sich abgebrochen.»

«Für eine so kluge junge Dame ist das eine sehr dumme Bemerkung. Nein, mein liebes Kind, ich glaube nicht an diese Revolution. Ich gebe ihr höchstens noch ein paar Tage, dann wird sie schmählich verpuffen und im Sande verlaufen.»

«Also ein Misserfolg für Sie?», fragte ich spöttisch.

«Sie sind wie alle Frauen: vom Geschäft keine Ahnung. Meine Aufgabe war es, Waffen und Sprengstoffe zu liefern, und ich versichere Ihnen, ich bin gut dafür bezahlt worden. Außerdem sollte ich gewisse Personen bis zum Halse belasten, und auch das habe ich erfolgreich durchgeführt. Im Übrigen ließ ich mir meine Bezahlung natürlich im Voraus anweisen. Ich bin in der Tat sehr überlegt vorgegangen, denn ich gedenke, mich nach diesem letzten Coup endgültig vom Geschäft zurückzuziehen.»

«Und was geschieht mit mir?», fragte ich.

«Das ist eine gute Frage», sagte Sir Eustace sanft. «Was geschieht mit Ihnen? Der einfachste Weg – und für mich der angenehmste – wäre, Sie zu heiraten. Eine Frau kann, wie Sie wissen, nicht gegen ihren Ehegatten aussagen. Sehen Sie mich bitte nicht so böse an. Dieser Plan sagt Ihnen also nicht zu?»

«Nein!»

«Schade, ewig schade! Sie hätten eine so entzückende Lady Pedler abgegeben. Die anderen Möglichkeiten sind leider recht grausam.»

Ich fühlte ein leises Kribbeln auf dem Rücken. Natürlich hatte ich genau gewusst, welch großes Risiko ich einging. Würde alles so verlaufen, wie ich es geplant hatte, oder würde ich scheitern?

«Ich habe tatsächlich eine gewisse Schwäche für Sie», fuhr Sir Eustace fort, «und würde nur ungern zum Äußersten greifen. Ich bin nämlich ein gutmütiger Mensch, solange ich nicht bedroht werde. Aber denken Sie an Nadina. Auch Nadina wusste zu viel. Nadina hat mich bedroht und verraten, als ich kurz vor dem Gipfel meines Erfolgs stand. Erst wenn sie tot war und die Diamanten sich in meiner Hand befanden, durfte ich mich wieder sicher fühlen.

Aber leider habe ich die Sache selber verpfuscht. Dieser Idiot von Pagett mit seinen vier Kindern! Ich hatte seit Jahren das Gefühl, dass es besser wäre, ihn los zu sein, aber ich konnte mich nie entschließen, ihn zu entlassen. Für diese meine Gutmütigkeit wurde ich nun gestraft.

Doch ich bin schon wieder abgeschweift. Kommen wir zur Hauptfrage zurück, nämlich was mit Ihnen geschehen soll. Wie gesagt, ich würde höchst ungern… Am besten, Sie erzählen mir Ihre ganze Geschichte von Anfang an, aber bitte die Wahrheit!»

Es kam mir gar nicht in den Sinn, etwas anderes zu sagen, denn ich hatte einen gewaltigen Respekt vor seiner Schlauheit. Ich erzählte ihm alles bis zu meiner Rettung durch Harry. Als ich geendet hatte, nickte er beifällig.

«Ihr Bericht war bewundernswert klar, aber eines haben Sie vergessen: Wo befinden sich die Diamanten jetzt?»

«Harry Rayburn hat sie», sagte ich und beobachtete ihn genau. Sein Gesicht blieb gleichmütig.

«Hm – ich brauche sie aber.»

«Ich sehe nicht recht, wie sie in Ihren Besitz gelangen könnten, Sir Eustace», erwiderte ich.

«Nein? Da bin ich aber anderer Meinung. Ich möchte Sie nicht erschrecken, doch ich gebe Ihnen zu bedenken, dass es hier keineswegs auffallen wird, wenn man ein totes Mädchen findet. Einer meiner Männer ist Fachmann auf diesem Gebiet. Aber Sie sind doch eine vernünftige junge Dame. Ich mache Ihnen einen Vorschlag: Setzen Sie sich an den Schreibtisch, und senden Sie Harry Rayburn ein paar Worte des Inhalts, dass er sich hier mit Ihnen treffen soll und die Steine mitbringt…»

«Ich werde nichts dergleichen tun!», rief ich mit gespielter Empörung.

«Ich schlage Ihnen einen Tauschhandel vor: die Diamanten gegen Ihr Leben. Und eines müssen Sie dabei ganz klar sehen: Ihr Leben befindet sich völlig in meiner Gewalt.»

«Und Harry?»

«Ich bin viel zu weichherzig, um zwei junge Liebende zu trennen. Auch er soll frei ausgehen, natürlich unter der Bedingung, dass Sie beide nie mehr meinen Weg kreuzen.»

«Was für eine Garantie habe ich denn, dass Sie Ihr Wort halten werden?»

«Überhaupt keine, meine Liebe. Sie müssen sich einfach auf mein Versprechen verlassen. Doch vielleicht ziehen Sie einen heroischen Tod vor?»

Ich tat so, als ginge ich nur ungern auf seinen Vorschlag ein. Erst allmählich gab ich seinen schmeichlerischen Worten nach und schrieb schließlich nach seinem Diktat:

Lieber Harry,

ich habe eine Möglichkeit entdeckt, deine völlige Unschuld zu beweisen. Dazu musst du Folgendes tun: Geh in Agrasatos Antiquitätengeschäft und verlange dort ‹etwas ganz Besonderes für eine spezielle Gelegenheit› zu sehen. Der Besitzer wird dich sogleich in das Hinterzimmer führen. Dort wartet ein Bote, der dich zu mir bringen wird. Mach alles, was er dir sagt, und vergiss nicht, unbedingt die Diamanten mitzubringen. Doch vor allem: Kein Wort darüber zu irgendeinem Menschen!

Sir Eustace streckte seine Hand nach dem Brief aus und las ihn aufmerksam durch. Dann drückte er auf einen Knopf an seinem Schreibtisch. Chichester/Pettigrew alias Minks kam herein.

«Dieser Brief ist sofort zu überbringen.»

«Sehr wohl, Colonel.»

Minks schaute auf die Adresse. Sir Eustace beobachtete ihn.

«Ein Freund von Ihnen, wie es scheint?»

«Von mir?» Minks blickte verwirrt auf.

«Hatten Sie nicht gestern eine längere Unterredung mit ihm?»

«Ein Mann folgte mir und wollte Verschiedenes über Sie und über Colonel Race wissen. Ich gab ihm natürlich falsche Auskünfte.»

«Ausgezeichnet, mein lieber Freund, ganz ausgezeichnet», sagte Sir Eustace. «Ich habe mich geirrt.»

Als Chichester/Pettigrew hinausging, sah ich ihn kurz an. Er war kreideweiß, und sein Blick verriet tödliche Angst. Kaum hatte er die Tür hinter sich geschlossen, hob Sir Eustace den Telefonhörer ab und sagte kurz: «Sind Sie am Apparat, Schwart? Minks ist unter Beobachtung zu stellen; er darf das Haus ohne strikten Befehl von mir nicht verlassen.»

Er legte den Hörer wieder auf und klopfte nachdenklich mit den Fingern auf den Tisch.

«Darf ich Ihnen ein paar Fragen stellen, Sir Eustace?»

«Aber gewiss, meine Liebe! Ich muss Ihnen das Kompliment machen, dass Sie ausgezeichnete Nerven besitzen. In der Lage, in der die meisten Mädchen jammern und betteln würden, sind Sie imstande, ein gelassenes, sachliches Interesse zu zeigen.»

«Weshalb haben Sie Harry Rayburn als Sekretär angenommen, statt ihn sofort der Polizei zu übergeben?»

«Ich wollte doch diese verfluchten Diamanten haben! Nadina, dieser kleine Satan, hat Ihren Harry gegen mich ausgespielt. Sie drohte mir, *ihm* die Steine zu verkaufen, wenn ich ihr nicht einen enormen Preis dafür bezahlte. Damals habe ich einen zweiten Fehler begangen: Ich war überzeugt, dass sie die Diamanten bei sich habe. Aber sie war zu schlau dazu. Dann kam auch Carton, ihr Mann, ums Leben, und ich hatte keine Ahnung mehr, wo sich die Steine befinden könnten. Doch ich hatte bei Nadina die Abschrift eines Telegramms gefunden, das ihr jemand von Bord der *Kilmorden* geschickt hatte und das die Worte *siebzehn eins zweiundzwanzig* enthielt. Ich vermutete, dass es sich um eine Verabredung mit Rayburn handle, und fand

meine Ansicht bestätigt, als er alles versuchte, um mit der *Kilmorden* zurückzufahren. Daher gab ich mir den Anschein, als würde ich seinen Worten glauben, und nahm ihn als zweiten Sekretär mit. Ich hoffte, durch ihn zu dem Versteck zu gelangen. Dann entdeckte ich Minks auf dem Schiff, der sein eigenes Spiel versuchte und mir dadurch in die Quere kam. Das habe ich rasch abgestellt, und er kroch ganz brav zu Kreuze. Es war sehr unangenehm für mich, dass ich mir die Kabine siebzehn nicht sichern konnte. Und außerdem tauchten plötzlich *Sie* auf, und ich wusste Sie nirgends unterzubringen. Als Rayburn in der Nacht vom Zweiundzwanzigsten seine Kabine verließ, um die Verabredung einzuhalten, ist ihm Minks auf meinen Befehl gefolgt. Doch er hat die Sache natürlich gründlich vermasselt.»

«Wieso aber stand in dem Telegramm *siebzehn* statt *einundsiebzig?*»

«Ich habe darüber nachgedacht. Es kann sich nur um einen Fehler des Schiffstelegrafisten handeln.»

«Was hat Colonel Race mit der Sache zu tun?»

«Ja, das war ein ganz schöner Schock für mich. Als Pagett mir erzählte, er sei ein höheres Tier im Geheimdienst, da lief es mir eiskalt über den Rücken. Ich erinnerte mich, dass er während des Kriegs in Paris hinter Nadina her war – und jetzt schien er mich selbst zu beargwöhnen. Und dann seine Art, sich an meine Fersen zu heften! Er ist unzweifelhaft ein stilles Wasser.»

Ein leises Summen ertönte. Sir Eustace ergriff den Hörer und lauschte eine Weile, ehe er antwortete: «Schön, ich werde sofort mit ihm reden.»

«Entschuldigen Sie mich, Miss Anne», wandte er sich an mich, «eine kleine geschäftliche Besprechung. Ich werde Sie inzwischen in Ihr Zimmer führen.»

Er brachte mich in einen kleinen, schäbigen Raum, ein junger Kaffer trug meinen Handkoffer, und Sir Eustace

zog sich zurück – das Vorbild eines höflichen Gastgebers. Eine Kanne mit heißem Wasser stand im Waschbecken. Ich packte mein Handtuch und den Toilettenbeutel aus, um mich etwas zu erfrischen. Im Beutel fühlte ich einen harten Gegenstand, der nicht hineingehörte. Zu meiner größten Überraschung zog ich einen kleinen, handlichen Revolver heraus, der sich ganz bestimmt in Kimberley noch nicht dort befunden hatte. Er schien geladen zu sein.

Mit einem Gefühl der Beruhigung wog ich ihn in der Hand. In einem Haus wie diesem war eine solche Waffe unschätzbar. Doch wo sollte ich sie verstecken? Schließlich schob ich sie in meinen Strumpf. Es sah zwar hässlich aus, und ich befürchtete jeden Moment, der Revolver könnte losgehen, aber das war die einzige Stelle, wo ich ihn unterbringen konnte.

33

Erst am späten Nachmittag wurde ich wieder zu Sir Eustace gerufen. Tee und ein ausgiebiger Lunch waren mir ins Zimmer gebracht worden, und ich fühlte mich nun stark genug, um gegen weitere Konflikte gewappnet zu sein.

Sir Eustace war allein; er schritt im Raum auf und ab, und es entging mir nicht, dass er aus irgendeinem Grund innerlich frohlockte. Sein Ton mir gegenüber hatte sich leicht verändert.

«Ich habe Neuigkeiten für Sie. Ihr Freund ist auf dem Weg hierher. Dämpfen Sie Ihre Freude, ich habe Ihnen noch einiges mitzuteilen. Heute früh versuchten Sie mich zu hintergehen. Ich hatte Sie gewarnt, mir die Wahrheit zu sagen, und bis zu einem gewissen Grade haben Sie es auch getan. Aber in einem sehr wichtigen Punkt haben Sie mich belogen. Sie versuchten mir weiszumachen, dass Harry Rayburn im Besitz der Diamanten sei. Für den Moment ließ ich es dabei bewenden, weil mir sehr viel daran lag, den jungen Mann hierherzukriegen. Aber Sie dürfen mich nicht für dumm halten. Ich weiß, dass die Steine in meiner eigenen Obhut sind, seit ich die Victoriafalle verlassen habe – allerdings gebe ich zu, dass ich es erst gestern erfuhr.»

«Sie wissen…!» Ich rang nach Atem.

«Vielleicht interessiert es Sie zu hören, dass es Pagett war, dem ich diese Kenntnis verdanke. Der Idiot erzählte mir eine langatmige Geschichte über Rollfilme und eine Wette auf dem Schiff. Da genügte es, zwei und zwei zu-

sammenzuzählen Mrs Blairs Verdacht gegen Race, ihre Angst und ihr Drängen, *ich* möge ihre Andenken in Verwahrung nehmen. In seinem Arbeitseifer hat Pagett die beiden Kisten ausgepackt, und ehe ich das Hotel heute verließ, steckte ich die Filme in meine Tasche. Ich hatte allerdings noch nicht die Zeit, sie zu öffnen, aber ich bemerkte sofort das besondere Gewicht des einen Films, der zu allem Überfluss beim Schütteln klirrt.

Der Fall liegt klar, nicht wahr? Und nun habe ich Sie also samt Ihrem geliebten Harry hübsch in der Falle. Wirklich schade, jammerschade, dass Sie absolut nicht Lady Pedler werden wollen!»

Auf der Treppe ertönten hastige Schritte, die Tür flog auf, und Harry stürzte ins Zimmer, eskortiert von zwei Männern.

Sir Eustace warf mir einen Blick des Triumphes zu.

«Alles verläuft plangemäß», sagte er grinsend.

«Was soll das alles heißen?», schrie Harry.

«Willkommen in meinem Haus, begrüßte die Spinne die Fliege», scherzte Sir Eustace. «Mein lieber Rayburn, Sie haben wirklich Pech.»

«Anne, du hast mir geschrieben, ich könne unbesorgt hierher kommen!»

«Sie dürfen ihr keinen Vorwurf machen, mein Guter. Dieser Brief wurde nach meinem Diktat geschrieben, und die Dame vermochte nichts dagegen zu unternehmen. Allerdings wäre es klüger gewesen, wenn sie nicht geschrieben hätte – aber ich hielt es nicht für nötig, ihr das zu sagen.»

Harry warf mir einen Blick zu. Ich verstand und trat näher zu Sir Eustace.

«Ja», fuhr dieser fort, «Sie haben entschieden kein Glück! Dies ist, wenn ich mich recht entsinne, unser dritter Zusammenstoß.»

«Stimmt», sagte Harry. «Zweimal haben Sie mich übertölpelt – haben Sie noch nie davon gehört, dass sich beim drittenmal das Blatt wendet? Dies ist *meine* Runde – Anne, halt ihn in Schach!»

Ich war bereit. In einer Sekunde hatte ich den Revolver herausgezogen und hielt ihn Sir Eustace an die Schläfe. Die beiden Wachen sprangen vor, doch Harry befahl ihnen, stehen zu bleiben.

«Einen Schritt weiter – und er ist ein toter Mann! Schieß, Anne, sobald sie sich bewegen, zögere nicht!»

«Du kannst dich darauf verlassen, wenn ich auch vor dem Abdrücken ein wenig Angst habe.»

Sir Eustace schien meine Angst zu teilen, er zitterte am ganzen Körper.

«Stehenbleiben!», rief er seinen Leuten zu, und sie gehorchten blind.

«Schicken Sie sie fort!», befahl Harry.

Sir Eustace tat es ohne langes Zögern, und Harry verschloss die Tür hinter ihnen.

«So, jetzt wollen wir uns unterhalten», sagte er mit grimmiger Miene, während er zu mir herüberkam und mir den Revolver aus der Hand nahm.

Sir Eustace seufzte erleichtert auf und wischte sich die Stirn mit einem Taschentuch.

«Ich bin in keiner guten Verfassung», klagte er. «Eine kleine Herzschwäche, wissen Sie. Mir ist wohler, den Revolver in einer geübten Hand zu wissen. Zu Miss Anne hatte ich wenig Vertrauen. Und nun, mein junger Freund, können wir uns unterhalten, wie Sie es wünschen. Ich gebe zu, dass Sie eine Runde gewonnen haben. Der Teufel mag wissen, wo diese Waffe herkommt. Das Gepäck des Mädchens ist genau untersucht worden – und vor einer Minute noch war sie nicht in ihrem Besitz.»

«O doch», gab ich zu, «ich hatte sie im Strumpf versteckt.»

«Ich weiß viel zu wenig über Frauen», sagte Sir Eustace. «Ob Pagett wohl darauf verfallen wäre?»

Harry klopfte auf den Tisch. «Spielen Sie nicht den Narren! Sie dürfen es Ihren grauen Haaren danken, dass ich Sie nicht zum Fenster hinauswerfe, Sie verdammter Schuft. Aber graue Haare oder nicht, ich…»

Er trat einen Schritt vor, und Sir Eustace duckte sich behände hinter seinen Schreibtisch.

«Ihr jungen Leute seid gleich so heftig», beschwerte er sich. «Lassen Sie uns vernünftig reden. Im Augenblick haben Sie die Oberhand, doch das wird nicht so bleiben. Überall im Haus sind meine Leute, und Sie sind in der Minderheit. Ihr augenblicklicher Vorteil ist bloß ein Zufall…»

«Wirklich?», sagte Harry. «Ich glaube, diesmal haben Sie das Spiel verloren. Hören Sie *das?»* Er machte eine leichte Kopfbewegung zur Tür.

Ein lautes Hämmern an der Haustür, Schreie, Flüche, dann das Geräusch von Schüssen. Sir Eustace wurde bleich.

«Was bedeutet das?»

«Race und seine Leute. Sie konnten natürlich nicht wissen, dass Anne und ich Geheimzeichen vereinbart hatten, um sofort zu erkennen, ob briefliche oder telegrafische Mitteilungen echt waren oder nicht. Telegramme sollten mit *Andy* unterzeichnet werden und Briefe ein durchgestrichenes *und* aufweisen. Anne wusste also sofort, dass Ihr Telegramm eine Fälschung war. Sie kam aus freiem Willen her und tappte absichtlich in die Falle, in der Hoffnung, Sie in Ihrer eigenen Schlinge zu fangen. Ehe sie jedoch Kimberley verließ, sandte sie sowohl an Colonel Race als auch an mich ein Telegramm. Seitdem hat Mrs

Blair ständig in Verbindung mit uns gestanden. Annes Brief war genau das, was ich erwartet hatte. Sie sehen, Sir Eustace – das Spiel ist aus!»

Sir Eustace wandte sich heftig um.

«Sehr schlau, meine Hochachtung! Doch ich habe noch ein Wort zu sagen. Gut, ich habe das Spiel verloren – aber Sie ebenfalls. Sie werden niemals den Beweis erbringen können, dass ich Nadina umgebracht habe. Sie können höchstens sagen, ich sei an dem betreffenden Tag in Marlow gewesen, und Pagett wird es wohl bestätigen – das ist aber auch alles. Kein Mensch weiß, ob ich diese Frau überhaupt kannte. *Sie* aber kannten sie genau. Sie hatten ein Motiv, sie zu töten, und haben obendrein einen schlechten Ruf. Sie gelten noch immer als Dieb, vergessen Sie das nicht! Und vielleicht ist Ihnen eine Kleinigkeit noch unbekannt: Die Diamanten sind in meinem Besitz.

Ich bin jedoch bereit, ein Abkommen mit Ihnen zu treffen. Sie haben mich in die Enge getrieben. Wenn Race mich in diesem Haus findet, ist es aus mit mir – mit *Ihnen* aber auch, mein Freund. Im nächsten Zimmer befindet sich eine Dachluke; geben Sie mir ein paar Minuten Vorsprung, und ich bin in Sicherheit. Meine Vorbereitungen für den Notfall sind längst getroffen. Lassen Sie mir diesen Ausweg, und ich gebe Ihnen dafür ein unterzeichnetes Dokument, dass ich Nadinas Mörder bin.»

Das Krachen von splitterndem Holz ertönte, und eilende Füße jagten die Treppe herauf. Harry zog den Riegel zurück. Colonel Race war der Erste, der ins Zimmer stürzte. Sein Gesicht hellte sich auf, als er uns erblickte.

«Gott sei Dank, Anne, Sie sind unverletzt! Ich hatte solche Angst.» Er wandte sich an Sir Eustace. «Ich bin lange hinter Ihnen her gewesen, Pedler. Endlich haben wir Sie.»

«Hier scheint alles verrückt zu spielen!», rief Sir Eustace. «Diese beiden jungen Leute bedrohen mich mit einem

Revolver und erheben die unsinnigsten Anschuldigungen. Ich verstehe nicht, was das alles bedeuten soll.»

«Nein, verstehen Sie wirklich nicht? Dann will ich es Ihnen erklären. Es bedeutet zum einen, dass wir den ‹Colonel› zur Strecke gebracht haben. Es bedeutet ferner, dass Sie am 8. Januar nicht an der Riviera, sondern in Marlow waren. Es bedeutet, dass Sie Ihr Werkzeug, Madame Nadina, ermordeten, als sie Ihnen gefährlich wurde – und dass wir endlich die Beweise dafür erbringen können.»

«Tatsächlich? Und wer hat Ihnen all diese interessanten Informationen verschafft? Der junge Mann hier, der von der Polizei gesucht wird? Seine Aussage wird nicht sehr glaubhaft klingen.»

«Wir haben andere Zeugen – einen Mann, der wusste, dass Nadina eine Verabredung mit Ihnen im Haus zur Mühle in Marlow hatte.»

Sir Eustace blickte erstaunt auf, und Colonel Race machte eine Handbewegung. Arthur Minks alias Reverend Chichester alias Miss Pettigrew trat einen Schritt vor. Er war bleich und erregt, aber er sprach klar und deutlich: «Ich traf Nadina am Vorabend ihrer Abreise nach England. Damals trat ich als russischer Graf auf. Sie sagte mir, was sie vorhatte. Ich warnte sie, weil ich wusste, mit wem sie sich einlassen wollte, aber sie schlug meine Warnung in den Wind. Als sie tot war, versuchte ich selber an die Diamanten heranzukommen; deshalb fuhr ich mit der *Kilmorden*. In Johannesburg trat Mr Rayburn an mich heran, und ich entschloss mich, auf die Seite des Rechts überzugehen.»

Sir Eustace starrte ihn an. «Die Ratten verlassen das sinkende Schiff», murmelte er.

«Auch ich habe noch eine Überraschung für Sie, Sir Eustace», sagte ich. «Der Film, den Sie in Ihrem Besitz haben, enthält keineswegs Diamanten, sondern nur ge-

wöhnliche Kieselsteine. Die Diamanten sind an einem sicheren Ort. Um es Ihnen genau zu sagen, sie stecken im Bauch der großen Giraffe. Mrs Blair hat sie ausgehöhlt, die Steine in Watte verpackt, damit sie nicht klirren, und den Hals wieder festgeklebt.»

Sir Eustace sah mich eine Weile an, dann sagte er: «Ich habe dieses Vieh schon immer gehasst, das muss geradezu Vorahnung gewesen sein.»

34

In dieser Nacht konnten wir nicht nach Johannesburg zurückkehren, weil die Rebellen einen Teil des Vororts besetzt hatten. Unsere Zufluchtsstätte war eine Farm, die etwa zwanzig Meilen von Johannesburg entfernt lag. Ich fiel vor Erschöpfung beinahe um. All die Aufregungen und Ängste der letzten Tage waren doch zu viel für mich gewesen.

Sir Eustace war unter sicherer Bewachung in die entgegengesetzte Richtung abtransportiert worden.

Immer wieder sagte ich mir, dass unsere Sorgen vorüber seien, doch ich vermochte es noch nicht wirklich zu glauben. Harry und ich waren wieder vereint, und nichts sollte uns mehr trennen. Und dennoch fühlte ich eine Schranke zwischen uns, eine Zurückhaltung von seiner Seite, die mir unverständlich war.

Am folgenden Morgen stand ich schon frühzeitig auf der Terrasse und blickte über das Buschland nach Johannesburg. Ich hörte das dumpfe Grollen der Geschütze. Die Revolution war noch nicht beendet.

Die Farmersfrau rief mich zum Frühstück. Sie war eine warmherzige, mütterliche Seele, die mich bereits ins Herz geschlossen hatte. Wie sie mir berichtete, war Harry schon vor Stunden weggegangen und noch nicht zurückgekehrt. Wieder überfiel mich die Unsicherheit. Was für ein Schatten hatte sich zwischen uns geschlichen?

Später setzte ich mich erneut auf die Terrasse und nahm ein Buch zur Hand; doch zu lesen vermochte ich nicht. Ich war so in meine trüben Gedanken versunken,

dass ich nicht bemerkte, wie Colonel Race heransprengte und von seinem Pferd stieg. Erst als er mir «Guten Morgen, Anne!», zurief, kehrte ich in die Wirklichkeit zurück.

«Oh», sagte ich errötend, «Sie sind es.»

«Ja. Darf ich mich setzen?»

Seit unserem Ausflug zu Cecil Rhodes' Grab war dies das erste Mal, dass wir allein waren. Und auch jetzt wieder überkam mich das eigenartige Gefühl von Bewunderung und Angst zugleich, das dieser Mann mir ständig einflößte.

«Was gibt es Neues?», fragte ich.

«General Smuts wird morgen in Johannesburg eintreffen. Bis dahin wird weitergekämpft. Aber ich habe noch eine andere Nachricht für Sie, Anne: Pedler ist entwischt.»

«Was sagen Sie da?»

«Er ist ausgebrochen. Man hatte ihn über Nacht auf einer Farm in Gewahrsam gehalten. Doch heute früh war der Vogel ausgeflogen, obschon das Zimmer im oberen Stockwerk lag.»

Ganz im Geheimen fühlte ich eine leichte Befriedigung. Bis heute ist es mir nicht gelungen, eine gewisse Sympathie für Sir Eustace zu überwinden. Er hatte versucht, mich umzubringen – und dennoch! Er war so amüsant und liebenswürdig. Natürlich verschwieg ich meine Empfindungen, denn Colonel Race musste sicherlich anderer Auffassung sein. Er wünschte, dass der Gerechtigkeit Genüge getan würde. Wenn ich es mir jedoch richtig überlegte, war Sir Eustaces Entkommen nicht besonders erstaunlich. Rings um Johannesburg musste er Dutzende von Agenten und Spione haben, und was auch Colonel Race darüber denken mochte, ich war beinahe sicher, dass man ihn nie fassen würde.

Unser Gespräch flaute ab. Doch dann erkundigte sich Colonel Race plötzlich nach Harry. Ich vermochte ihm nur zu sagen, dass ich ihn an diesem Morgen noch nicht gesehen hatte. «Sie wissen natürlich, Anne, dass seine völlige Unschuld bereits festgestellt ist? Es wird noch einige Untersuchungen geben, doch die Schuld von Sir Eustace ist erwiesen. Nichts braucht Sie mehr von Harry zu trennen.»

«Ja, ich verstehe», sagte ich dankbar.

«Und es besteht kein Grund mehr für ihn, unter falschem Namen zu leben.»

«Natürlich nicht.»

«Sie kennen seinen richtigen Namen?»

Die Frage überraschte mich.

«Selbstverständlich – Harry Lucas.»

Er gab keine Antwort, doch sein Schweigen verwirrte mich.

«Anne, erinnern Sie sich noch meiner Worte bei unserem Ausflug? Ich sagte Ihnen damals, jetzt wisse ich wenigstens, was ich zu tun hätte.»

«Ich erinnere mich genau.»

«Ich glaube, mein Versprechen gehalten zu haben. Der Mann Ihrer Liebe ist frei von jedem Verdacht.»

Ich senkte den Kopf, beschämt über meinen damaligen Argwohn.

Nachdenklich sprach er weiter: «Als ich ein junger Kerl war, verliebte ich mich in ein Mädchen, das mich betrog. Und dann lebte ich nur noch für meine Arbeit – bis ich Ihnen begegnete, Anne. Aber es war zu spät für mich, Jugend drängt zu Jugend… und mir bleibt immer noch mein Beruf.»

Eine Weile schwiegen wir beide. Dann sah ich ihn an und sagte: «Sie haben noch eine große Zukunft vor sich.

Sie werden eine wichtige Persönlichkeit sein, eine hohe Stellung einnehmen.»

«Aber ich werde einsam sein.»

In diesem Moment schlenderte Harry um die Hausecke. Colonel Race erhob sich.

«Guten Morgen – Lucas», sagte er.

Aus einem mir unverständlichen Grund errötete Harry.

«Ja», rief ich fröhlich, «jetzt darfst du wieder deinen eigenen Namen tragen.»

Harry blickte nicht mich, sondern Colonel Race an.

«Sie wissen es also?», sagte er.

«Ich vergesse kein Gesicht. Ich kannte Sie, als Sie ein Junge waren.»

«Was bedeutet das alles?», fragte ich verwirrt.

Die beiden Männer fochten einen wortlosen Kampf aus. Schließlich gab Harry nach.

«Sie haben Recht, Sir. Sagen Sie ihr, wie ich heiße.»

«Anne, das ist nicht Harry Lucas. Harry Lucas fiel im Krieg. Der Mann, der vor Ihnen steht, heißt Harold John Eardsley.»

35

Mit diesen letzten Worten wandte sich Colonel Race um und ließ uns allein.

«Anne, verzeih! Sag, ob du mir verzeihen kannst.» Harry ergriff meine Hand, doch fast mechanisch zog ich sie fort.

«Weshalb hast du mich getäuscht?»

«Ich weiß nicht, ob ich es dir begreiflich machen kann. Ich hatte Angst, Angst vor der Macht des Geldes. Du solltest mich nur um meiner selbst willen lieben, nur den schlichten Harry Rayburn – ohne äußere Vergoldung.»

Ich blickte ihm in die Augen und lachte. «Harry, du Narr! Ich will doch nur dich, dich und nichts anderes.»

Wir kehrten so bald wie möglich nach Kapstadt zurück. Dort erwartete uns Suzanne, und gemeinsam weideten wir die dicke Giraffe aus. Als die Revolte niedergeschlagen war, traf auch Colonel Race in Kapstadt ein. Auf seinen Vorschlag hin zogen wir alle in die große Villa, die Sir Eustace gehört hatte, und richteten uns dort ein.

In dieser Villa schmiedeten wir auch unsere Pläne für die Zukunft. Ich sollte mit Suzanne nach England zurückkehren; in ihrem Haus sollte meine Hochzeit stattfinden. Und die Aussteuer wollten wir in Paris kaufen. Suzanne machte es viel Vergnügen, all dies zu planen, und mir ebenfalls. Und trotzdem schien mir alles irgendwie unwahr, und oft überfiel mich ein Gefühl der Enge, des Erstickens, als ob ich nie wieder frei würde atmen können.

Es war in der letzten Nacht vor unserer Abfahrt. Ich konnte nicht schlafen, fühlte mich elend und wusste nicht, weshalb. Ich fand den Gedanken, Afrika verlassen zu müssen, schrecklich. Würde es jemals wieder so werden wie jetzt – so herrlich und unbeschwert?

Ein gebieterisches Klopfen an die Fensterläden schreckte mich aus meinem Grübeln. Ich sprang auf und öffnete; Harry stand draußen auf der Terrasse.

«Zieh dich rasch an, Anne. Ich muss mit dir sprechen.»

Ich schlüpfte in ein Kleid und rannte in die kühle Nacht hinaus. Harry fasste mich bei der Hand. Sein Gesicht war bleich und entschlossen.

«Anne, erinnerst du dich daran, wie du mir einmal sagtest, eine Frau sei bereit, für den Mann ihrer Liebe alles zu tun?»

«Natürlich», antwortete ich.

Er riss mich heftig an sich.

«Anne, komm mit mir fort – jetzt – heute Nacht! Zurück nach Rhodesien, zurück auf unsere Insel. Ich ertrage all diesen Unsinn nicht mehr, ich will nicht länger auf dich warten.»

Er ging mit Riesenschritten voran. Ich folgte ihm. Er lief so rasch, dass ich ihn kaum einzuholen vermochte.

«Harry», rief ich schließlich, «werden wir denn den ganzen Weg nach Rhodesien zu Fuß gehen müssen?»

Er, drehte sich um und brach in ein helles, glückliches Lachen aus, während er mich in seine Arme schloss.

36

Dies alles geschah vor zwei Jahren, und wir leben immer noch auf unserer Insel. Vor mir liegt ein alter Brief:

Meine liebe Anne Beddingfeld,

ich kann nicht widerstehen, Ihnen zu schreiben, weniger aus Freude am Schreiben als aus dem Bewusstsein des Vergnügens, das ich Ihnen damit bereite. Unser alter Freund Race war doch nicht ganz so klug, wie er dachte, nicht wahr?

Ich setze Sie zu meinem literarischen Nachlassverwalter ein, indem ich Ihnen mein Tagebuch sende. Race kann es nicht interessieren, doch Ihnen machen gewisse Passagen darin sicherlich Spaß. Ich überlasse es Ihnen, welchen Gebrauch Sie davon machen wollen. Ich würde einen Artikel im *Daily Budget* vorschlagen: *Verbrecher, mit denen ich zu tun hatte.* Eine einzige Bedingung knüpfe ich daran: Ich möchte die Hauptfigur sein.

Wenn Sie mein Schreiben erhalten, werden Sie bestimmt nicht mehr Anne Beddingfeld, sondern Lady Eardsley heißen und im vornehmsten Viertel von London residieren. Ich möchte Ihnen sagen, dass ich Ihnen nichts nachtrage. Es ist natürlich schwer, in meinem Alter wieder ganz von vorne beginnen zu müssen, aber, unter uns gesagt, ich hatte für einen solchen Fall bereits eine kleine Reserve angelegt.

Sollten Sie einmal unseren komischen Freund Minks treffen, so richten Sie ihm doch bitte aus, ich hätte ihn

keineswegs vergessen. Das wird ihm einen hübschen Schreck einjagen.

Alles in allem habe ich eigentlich eine recht christliche Denkart bewiesen und meinen Feinden vergeben – selbst Pagett. Kürzlich hörte ich, dass seine Frau bereits das sechste Kind auf die Welt gebracht hat. England wird bald von lauter kleinen Pagetts bevölkert sein. Ich habe dem Kind einen silbernen Becher gesandt und mich bereit erklärt, ihm Pate zu stehen. Ich sehe schon den braven Pagett mit Brief und Becher schnurstracks zur Polizei rennen, ohne auch nur zu lächeln über meinen Scherz.

Eines Tages werden Sie erkennen, welchen Fehler Sie begingen, mich nicht zu heiraten.

Für immer Ihr
Eustace Pedler

Harry war wütend. In diesem einen und einzigen Punkt verstehen wir uns nicht. Für ihn bleibt Sir Eustace stets der Mann, der mich zu ermorden versuchte. Sir Eustaces Angriffe auf mein Leben haben mich immer verwirrt – sie passten so gar nicht ins Bild. Denn ich bin fest überzeugt, dass er mich eigentlich gern hatte.

Mein Sohn liegt in der Sonne und spielt mit seinen Füßchen. Er könnte als kleiner «Mann im braunen Anzug», gelten, wenn auch sein Anzug aus seiner eigenen Haut besteht. Ständig buddelt er in der Erde herum – ich glaube, er schlägt seinem Großvater nach. Er zeigt schon jetzt die gleiche Vorliebe für diluvialen Lehm.

Bei seiner Geburt hat mir Suzanne ein Telegramm geschickt:

> Herzliche Glückwünsche und all meine Liebe dem jüngsten Ankömmling auf der Mondsüchtigen-Insel. Ist er nun langschädelig oder rundköpfig?

Das durfte ich mir von Suzanne nicht bieten lassen! Ich habe ein einziges Wort zurückgekabelt, das meine Ansicht klar ausdrückte: «Glatzköpfig!»